

Selbstvermessen: Ethik und Ästhetik veränderter Körperlichkeit

Öffentliche Tagung

17. November 2021, 10 Uhr, Online

Programm

Begrüßung	2
Alena Buyx · Vorsitzende des Deutschen Ethikrates	2
I. Normative und wissenschaftliche Einordnung	3
Nonverbales Verhalten als Gegenstand von Selbstdiagnostik	3
Hedda Lausberg · Neurologin und Tanztherapeutin	3
Selbstvermessung in ungleichen Gesellschaften – Wo liegen Vulnerabilitäten?	8
Verina Wild · Medizinerin	8
Selbstvermessung als Strategie der Selbstoptimierung?	14
Anja Röcke · Sozialwissenschaftlerin	14
Unantastbar? Die Würde des Körpers in der Demokratie	20
Hedwig Richter · Historikerin	20
Diskussion	26
Moderation: Kerstin Schlögl-Flierl · Mitglied des Deutschen Ethikrates	26
Verina Wild · Medizinerin	26
Anja Röcke · Sozialwissenschaftlerin	27
Hedwig Richter · Historikerin	27
II. Ethische und ästhetische Perspektiven	37
Film-Einspieler	37
Erfahrungsberichte	37
Moderation: Hans-Ulrich Demuth	37
Stephan Kruip · Patientenvertreter	37
Eckart Altenmüller · Musikmediziner	39
Mathis Kleinschnittger · Tänzer und Choreograf	40
Sein zum Zählen – die kryptoreligiöse Dimension des Quantified Self	46
Jörg Scheller · Kunstwissenschaftler und Bodybuilder	47
Gespräch	52
Zwischen Normierung und Selbstbestimmung – Wie Konsumprodukte uns takten	59
Wolfgang Ullrich · Kunsthistoriker und Kulturwissenschaftler	59
Körperwissen im zeitgenössischen Tanz – Strategien der Selbstverortung	64
Ludger Orlok · Choreograf und Tänzer	64
Diskussion	68
Moderation: Steffen Augsburg	68
Ludger Orlok · Choreograf und Tänzer	68
Wolfgang Ullrich · Kunsthistoriker und Kulturwissenschaftler	69
Resümee	88
Steffen Augsburg · Mitglied des Deutschen Ethikrates	88
Kerstin Schlögl-Flierl · Mitglied des Deutschen Ethikrates	89
Schlusswort	92
Alena Buyx · Vorsitzende des Deutschen Ethikrates	92

Hinweis: Bei dem folgenden Text handelt es sich nicht um eine wörtliche Transkription. Der Text wurde lektoriert, um eine gute Lesbarkeit herzustellen. Der Videomitschnitt der Veranstaltung kann jedoch in voller Länge und im originalen Wortlaut unter folgendem Link auf unserer Website abgerufen werden: <https://www.ethikrat.org/weitere-veranstaltungen/selbstvermessen/>.

Begrüßung

Alena Buyx · Vorsitzende des Deutschen Ethikrates

Schönen guten Tag, meine Damen und Herren, ich darf Sie sehr herzlich begrüßen zur Herbsttagung des Deutschen Ethikrates „Selbstvermessen: Ethik und Ästhetik veränderter Körperlichkeit“.

Viele von Ihnen und uns betreiben vermutlich die Selbstvermessung fast jeden Tag, sei es mit der Smartwatch oder dem Smartphone, mit dem guten alten Zettel und Stift oder auch mit Sensoren, Wearables oder Prothesen. Wir zählen unsere Schritte, wie verfolgen unsere Schlafrhythmen nach, wir zählen Kilos und Kalorien und viele andere Dinge.

Und während sich die Selbstvermessung immer mehr in der Breite verteilt, gibt es eine Konzentration in unterschiedlichen Bereichen, in denen es um Optimierung geht, um besondere Leistung: im Sport, in der Musik, im Tanz, in der Kultur.

Das hat den Deutschen Ethikrat unter anderem bewogen, dass wir heute einen besonderen Zugang zu dieser Thematik des Selbstvermessens nehmen. Wir nähern uns dem Thema nicht nur, indem wir Fragen stellen dazu, was sind ethische und soziale Implikationen, was sind Vorteile, was können Gefahren oder Herausforderungen sein? Sondern wir blicken auch auf den Bereich des ästhetischen Zugangs: Wie verändern sich Normen von Schönheit, von Körperlichkeit? Wie verändert sich unser Bild von uns selbst? Und welche Darstellungsform kann man wählen, um eine solche Diskussion zu versinnlichen und zu verbildlichen?

Ich freue mich auf ein wunderbares Programm, das wir für Sie vorbereitet haben, und möchte Sie einladen und aktivieren, auf eine Umfrage zu reagieren. Sie sehen das Eingabefeld, und Sie haben

jetzt einige Minuten Zeit, sich hier zu verhalten, während ich Ihnen einige Hinweise auf das besondere Format dieser Veranstaltung gebe.

Wieder müssen wir ohne Publikum tagen, die wenigen Teilnehmerinnen und Teilnehmer hier im Raum unter strikten 2G-plus-Voraussetzungen. Wir haben uns dennoch bemüht, diese Tagung so offen und partizipativ wie möglich zu gestalten. Es gibt drei Livestreams, die Sie auswählen können: ohne Untertitel, mit Untertitel und mit Gebärdensprache. Wir haben die gesamte Tagung über virtuelle Networking Lounges auf Trember, die von unserer Geschäftsstelle unterstützt werden und die die gesamte Zeit offen sind. Den Link finden Sie unter Ihrem jeweiligen Stream.

Und wir bitten Sie und rufen Sie auf, während der gesamten Veranstaltung Fragen und Kommentare über das Slido-Feld unterhalb des Streams einzugeben. Da können Sie sich auch zu schon gestellten Fragen verhalten und die in der Aufmerksamkeit nach oben schieben.

Wie immer bei unseren Tagungen werden wir das gesamte Tagungsgeschehen dokumentieren. Wir werden auf der Webseite des Ethikrates alle Präsentationen zur Verfügung stellen, die Audio- und Videomitschnitte sowie eine Mitschrift.

Zusätzlich möchte ich Sie aufrufen, wer mag und Twitter nutzt, unter dem Hashtag Selbstvermessen live mitzudiskutieren und Fragen einzuspeisen.

Ich darf jetzt schon allen Beteiligten, allen, die gekommen sind, um diese Tagung mit uns gemeinsam zu gestalten, sehr herzlich danken, insbesondere auch der AG, die diese Tagung vorbereitet hat. Ich freue mich auf die nächsten Stunden mit Ihnen und leite jetzt über zu meiner Kollegin Kerstin Schlögl-Flierl für den ersten Teil. Vielen Dank.

I. Normative und wissenschaftliche Einordnung

Kerstin Schlögl-Flierl · Mitglied des Deutschen Ethikrates

Ein herzliches Willkommen von meiner Seite. Mein Name ist Kerstin Schlögl-Flierl, ich bin theologische Ethikerin und Mitglied des Deutschen Ethikrates. Wir freuen uns von der Vorbereitungsgruppe, mit Ihnen heute den Tag verbringen zu dürfen, und wir sind zum Thema Selbstvermessen, Selbstvermessung in unterschiedlichen Wissensgebieten fündig geworden: Wir haben Professorin Hedda Lausberg in Neurologie und Tanztherapie gefunden, Professorin Verina Wild in Ethik der Medizin, Gastprofessorin Anja Röcke in Sozialwissenschaften und Professorin Hedwig Richter in den Geschichtswissenschaften. Sie sehen, wir sind in verschiedene wissenschaftliche Disziplinen gegangen, in denen Selbstvermessung zum Thema wird.

Frau Röcke und Frau Wild sitzen neben mir und sie können live diskutieren. Frau Richter wird uns per Zoom zugeschaltet sein. Frau Lausberg ist leider verhindert, aber wir haben eine andere Lösung gefunden.

Bevor wir einsteigen, würde ich gerne die Umfrageergebnisse haben. Wie haben Sie als Publikum, liebe Zuschauerinnen, auf die beiden Fragen reagiert? –

Die erste Frage war: Nutzen Sie heute mehr Selbstvermessungstechniken als noch vor wenigen Jahren? Und ich sehe schon, liebe Zuschauerinnen, es sind 60 Prozent bei Ja, aber der Nein-Balken steigt gerade auf 40 Prozent. Es hat sich gesteigert, würde ich ganz allgemein festhalten.

Die zweite Frage lautete: Hat die Nutzung von Selbstvermessungstechniken das Verhältnis von Ihnen zu Ihrem Körper verändert? Sie hatten fünf Antwortmöglichkeiten: nein mit 47 Prozent, eher

verbessert 32, an sich verbessert mit 9 Prozent, eher verschlechtert 8 Prozent und ja, verschlechtert, 4 Prozent. Wir haben sie ein bisschen skaliert, aber man kann sehen, es hat etwas mit dem Körper gemacht. Wir werden heute im Laufe der Tagung sehen, wie diese veränderte Körperlichkeit auch Ausdruck findet in der Ästhetik.

Der heutige Vormittag geht um die normative und wissenschaftliche Einordnung der Thematik. Für jedes Gebiet, das Sie schon gehört haben, also Sozialwissenschaften, Ethik, Neurologie, Tanztherapie und Geschichtswissenschaften, haben wir 20 Minuten. Wir sollten um 11.25 Uhr in die Pause gehen, und um 11.40 Uhr wird es eine Podiumsdiskussion bzw. auch eine Diskussion mit Ihnen geben. Per Slido können Sie uns gerne Fragen schicken. Wir freuen uns über jede Frage und wir können es hier aufnehmen und mit Ihren Fragen diskutieren.

Nun möchte ich überleiten zum ersten Vortrag. Frau Professorin Hedda Lausberg war hierfür vorgesehen. Sie ist seit 2009 Professorin für Neurologie, Psychosomatik und Psychiatrie an der Sporthochschule Köln. Wie haben wir es geschafft, sie trotzdem zu uns zu führen? Wir haben ein Video von ihr zu ihrem Vortrag, das jetzt von der Technik eingespielt wird. Der Titel des Vortrags lautet: „Nonverbales Verhalten als Gegenstand von Selbstdiagnostik“. Film ab.

Nonverbales Verhalten als Gegenstand von Selbstdiagnostik

Hedda Lausberg · Neurologin und Tanztherapeutin

Vielen Dank für die Einladung zu Ihrer Herbsttagung zum Thema „Selbstvermessen, Ethik und Ästhetik veränderter Körperlichkeit“. Das Thema zum Bild der Tagung zeigt einen Menschen, der sich bewegt und der in diesem Moment auch das Bewusstsein haben wird, dass er sich bewegt: Ich

laufe. Ein Großteil unserer Bewegungen aber, das sogenannte nonverbale Verhalten, wird unbewusst ausgeführt. Während dieses Vortrags werde ich eine Reihe von Gesten, Positionswechseln, vielleicht auch Selbstberührungen ausführen, ohne mir dessen bewusst zu sein.

Die Tatsache, dass diese Bewegungen unbewusst sind, bedeutet nicht, dass sie zwecklose, funktionslose Zufallsbewegungen sind, sondern nonverbale Bewegungen haben eine spezifische körperliche, psychische oder interaktive Funktion: Positionswechsel dienen zum Beispiel der Entspannung von Haltemuskeln, aber auch der Veränderung der sozialen Präsenz. Selbstberührungen dienen, experimentell gesichert, der Selbstregulation. Gesten reflektieren unsere Vorstellungsbilder. Wenn ich zum Beispiel sage: „das Meer“ – oder „das Meer“ –, vermitteln allein meine Gesten –

[Pause, 4 sec]

– ja, sehr geehrte Damen und Herren, hm? – nicht meine Worte die unterschiedlichen Zustände des Meeres. Gesten als räumlich-zeitliche Ausdrucksphänomene (Bewegung ist Veränderung des Ortes über die Zeit) sind im Gegensatz, im Vergleich zur Sprache gut geeignet, Vorstellungsbilder analog auszudrücken.

Sie helfen auch dem Gegenüber, unseren Gedankengängen zu folgen. Wir wissen zum Beispiel, dass Schüler besser Mathematikaufgaben verstehen, wenn deren Lehrer bei der Erklärung von Mathematikaufgaben gestikulieren. Die Schüler selber haben eine bessere Performance, wenn sie selbst während der Lösung räumlicher Probleme gestikulieren, also nicht nur die [kon...?], sondern auch die bildliche Ebene, das heißt nicht nur die [rech...?] auch die bildliche Ebene nutzen.

Wenn nonverbales Verhalten in Gegenwart anderer ausgeführt wird, hat es immer auch einen Einfluss auf die Interaktion. Ich zeige Ihnen jetzt die feine Abstimmung der Interaktion. Sie sehen bei der linken Frau, dass sie einen abortiven Positionswechsel durchführt, das Knie hebt, und die Frau rechts im Bild dies sofort aufgreift und spiegelt. Das sind Prozesse, die beiden unbewusst sind.

Ein anderes Beispiel: Die Frau links kratzt sich repetitiv am Auge und die Frau rechts folgt dem sofort. Diese Prozesse sind beiden unbewusst, und sie dienen der Stabilisierung und Regulierung der Beziehung.

Weil nonverbales Verhalten primär unbewusst abläuft, wird in den Medien häufig thematisiert, dass es etwas über uns verrät. Was Gesten verraten, Gesten von Lügner*innen – das verrät die nonverbale Kommunikation über uns.

Der thematisierte Verrat bekommt eine besondere Brisanz vor dem Hintergrund der videotechnischen Entwicklung der letzten Jahrzehnte. Die Verbreitung von Smartphones mit Videokameras und der Umstieg von Präsenz-Interaktion auf Video-Kommunikation während der Corona-Pandemie haben dazu geführt, dass der Mensch in seiner körperlichen Präsenz mit seinem nonverbalen Verhalten als ein ursprünglich flüchtiges Phänomen nun jederzeit aufgezeichnet werden kann. Während ich also vor ein paar Jahren diesen Vortrag noch gehalten hätte, ohne dass mein nonverbales Verhalten aufgezeichnet wird, werden nun alle meine Selbstberührungen, Blicke, Gesten festgehalten und ich kann dafür verantwortlich gemacht werden, auch wenn ich sie jetzt unbewusst ausführe.

Zudem bringt die Option Selbstansicht in der Kommunikationssoftware es mit sich, dass ständig das eigene nonverbale Verhalten gespiegelt wird. Diese Entwicklung verstärkt das Bestreben,

das eigene nonverbale Verhalten zu kontrollieren und zu optimieren. Einhergehend mit der Entwicklung der Videotechnik haben sich auch die Methoden zur Analyse des nonverbalen Verhaltens und Bewegung sprunghaft entwickelt. Während bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts noch Bewegungsabläufe notiert wurden (hier sehen Sie die Laban-Kinetografie für tänzerische Choreografien in Analogie zur Musiknotation), wurde gegen Ende des letzten Jahrhunderts bereits diese Notation als operationalisierte Skalen in Video-Annotationssoftware zusammen mit dem Video eingebettet. Humane menschliche Rater kodieren dann die Bewegungen, indem sie die entsprechenden Values für das Verhalten geben. –

In den letzten Jahrzehnten wurden automatische Erfassungen von Bewegungen entwickelt, basierend auf 2D, 3D-Videos oder Bewegungsmarkern. Meist wurde dabei ein anatomisches Modell auf die sich bewegende Person gelegt. Die aktuelle Herausforderung besteht darin, diesen fortlaufenden Bewegungsfluss in valide Bewegungseinheiten zu unterteilen. Das setzt voraus, dass die Bewegungsanalyse-Software so programmiert wird, dass sie diese Bewegungsphänomene auch erkennt. Das ist einfach für nonverbale Verhaltensweisen, die von allen im Video gleich ausgeführt werden, wie zum Beispiel Embleme, Gebärdensprache oder auch bestimmte Tanzfiguren. Es ist aber viel schwieriger für die viel häufiger vorkommenden spontanen, nonverbalen Ausdrucksphänomene, die sich durch eine große individuelle Variabilität auszeichnen.

Um diese zu erfassen, gibt es algorithmische Bewegungsanalysesysteme, bei denen nicht sofort eine fixe Endform definiert wird, sondern bei denen Bewegungsphänomene Schritt für Schritt – zunächst die Trajektorie, dann der Fokus, dann der Kontakt zwischen den Händen – analysiert

werden und durch die Kombination der Bewegungsmerkmale essenzielle Bewegungsphänomene identifiziert werden können.

Das ist im Moment der Stand. Hier sehen Sie das traditionelle Kodieren von Ratern. Jetzt wird OpenPose über die Videos gelegt, und aus diesen OpenPose-Trajektorien werden anhand der vordefinierten Bewegungsmerkmale, ähnlich wie die humanen Rater, valide Bewegungsformen identifiziert.

Die verbesserte Erfassung und Analyse nonverbalen Verhaltens geht mit einem Wissenszuwachs über nonverbales Verhalten einher. In einer Reihe von Studien werden Parameter spontan unbewusst gezeigt, nonverbalen Verhaltens, wie eine[?] Gestenfrequenz oder eine aufrechte Haltung, mit kontextabhängigen Erfolgskriterien wie Patientenzufriedenheit, Marketingerfolg, Lernerfolg, Datingerfolg, positive Kognition, korreliert.

Aus diesen Studien werden Empfehlungen für ein optimales nonverbales Verhalten abgeleitet. Zum Beispiel führt der Befund, dass Therapeuten, die spontan viel gestikulieren, eine höhere Patientenzufriedenheit haben, zu der Empfehlung für Therapeuten: „Gestikuliert!“ Oder der Befund, dass die Anspannung der Lachmuskeln mit positiven Kognitionen einhergeht, zu der Empfehlung: „Lächle!“

Selbstoptimierung des nonverbalen Verhaltens bedeutet zunächst einmal, dass ein Verhalten, das normalerweise unbewusst ausgeführt wird, nun bewusst ausgeführt wird. Bewusste und unbewusste Ausführung von Ausdrucksbewegung unterscheidet sich jedoch sowohl in der neuronalen Kontrolle als auch in der Bewegungsform, teils auch in den Effekten auf die eigene Psyche und die Interaktion. So werden zum Beispiel bei einem spontanen Lächeln, das auf emotionalem Erleben gründet, zunächst vom limbischen System

über den Hypothalamus im Hirnstamm gespeicherte Ausdrucksmuster aktiviert. Diese Muster sind universell. Sie sehen hier Lächeln und Weinen bei blind und taub geborenen Kindern, die diese Ausdrucksformen nicht durch Imitation gelernt haben können. Wird hingegen Lächeln willentlich initiiert, so wird es vom Großhirn gesteuert. In der motorischen Hirnrinde ist die untere Gesichtshälfte differenzierter repräsentiert als die obere. Dadurch ist auch unser willentliches Lächeln eher in der unteren Gesichtshälfte. Es ist zudem kulturell überformt. Sie sehen hier das American-Cheese-Lächeln mit Zähnezeigen und hier das Lächeln mit geschlossenen Lippen einer sich traditionell verhaltenden Japanerin.

Aufgrund von Feedbackprozessen kann es dennoch dazu kommen, das heißt, obwohl willentliches und spontanes Lächeln sich in Kontrolle und Form unterscheiden, kann es doch dazu kommen, dass über das willentlich in[...]rte Lächeln auch positives emotionales Erleben herbeigeführt wird. Hier ein bekanntes Experiment aus der Embodiment-Forschung: In dem Moment, wo ich den Stift *so* halte, spanne ich meine Lachmuskeln an, im Vergleich zu dieser Position. Wenn ich meine Lachmuskeln anspanne, erlebe ich Comics als lustiger, als wenn ich das nicht tue.

Ein anderes Beispiel: Auch über die Veränderung der Körperhaltung kann die Stimmung beeinflusst werden. Wenn zum Beispiel Personen in dieser Haltung sind versus in einer aufrechten Haltung, [...] hilfloser, als wenn sie in einer aufrechten Haltung gewesen sind.

Bei dieser Art der Selbstoptimierung fehlt jetzt doch die bewusste oder unbewusste Bereitschaft, das mit der Bewegung verknüpfte emotionale Erleben oder die soziale Präsenz auch anzunehmen. Dies zeigt der in der Embodiment-Forschung gern zitierte Cartoon von Charlie Brown sehr schön: „So stehe ich, wenn ich deprimiert bin“. – „Wenn

du deprimiert bist, ist ungeheuer wichtig, eine ganz bestimmte Haltung einzunehmen ...“ – „Das Verkehrteste, was man tun kann, ist aufrecht mit erhobenem Kopf dazustehen, weil du dich dann sofort besser fühlst.“ – „Wenn du also etwas von deiner Niedergeschlagenheit haben willst, musst du so dastehen.“

Dieser Cartoon sagt nicht nur, dass durch eine veränderte Körperhaltung auch die Befindlichkeit verändert werden kann, sondern auch, dass die Bereitschaft dazu bestehen muss. Es ist sogar so: Wenn eine zu große Dissonanz zwischen dem körperlichen Ausdruck und dem emotionalen Erleben besteht, kann Depression verstärkt werden.

Die Komplexität wird deutlich an Patienten mit psychogenen Lähmungen eines Arms. Normalerweise ist es so, dass wir bei der Beobachtung einer Bewegung bei einer anderen Person in unserem Gehirn ähnliche Areale aktivieren, als wenn wir diese Bewegung selbst ausführen. Hier sehen Sie die Aktivierung in der rechten Gehirnhälfte bei Öffnen und Schließen der linken Hand. Darunter sehen Sie die Aktivierung der rechten Gehirnhälfte in geringerem Ausmaß bei der Beobachtung derselben Bewegung bei einer anderen Person. Bei Menschen mit psychogenen Lähmungen, die also aus psychischen Gründen ihren Arm nicht mehr bewegen können, sieht man, dass keine Aktivierung zu beobachten ist, wenn andere Personen den Arm bewegen, der bei ihnen selbst psychogen gelähmt ist. Die Bereitschaft, eine neue Bewegung anzunehmen, kann schon auf der Ebene der Bewegungsbeobachtung gestört sein. Dies zeigt, wie komplex psychische Bereitschaften für neue Bewegungen sind.

Auch bei Selbstberührungen spielen sich unterschiedliche Effekte bei spontanen versus willentlichen Selbstberührungen ab. Bei Gedächtnistests führen Probanden spontan bei unangenehmen Geräuschen Selbstberührungen aus und es kommt zu

einer signifikanten Veränderung der hirnelektrischen Aktivität, Thetawellen und Betawellen, die mit kortikalen Regulationsprozessen einhergehen.

Wenn Sie diese selben Bewegungen auf Befehl ausführen, also willentlich nach einem Geräusch, finden sich diese regulativen hirnelektrischen Veränderungen nicht. Das heißt, die Selbstberührung ist weniger effektiv in Bezug auf regulatorische Prozesse.

Im Vergleich zu Mimik und Haltung, die mit dem emotionalen Erleben, sozialen und interaktiven Prozessen verknüpft sind, basieren Gesten eher auf kognitiven Prozessen. Und ich differenziere hier Posen und Emblem.

Auch hier gilt, dass sich willentlich ausgeführte Gesten von ihren spontanen Pendanten hinsichtlich neuronaler Steuerung und Kinematik unterscheiden. Patienten mit Schädigungen der linken Hemisphäre oder des Balkens können zum Beispiel bestimmte Bewegungen, Zähneputzen, nicht auf Aufforderung willentlich ausführen. Aber sie können diese Bewegung sofort ausführen, wenn sie dies unbewusst tun: Morgens am Waschbecken stehend, greifen sie zur Zahnbürste und putzen sich die Zähne.

Willentliche explizite Gesten werden eher links-hemisphärisch gesteuert, spontane eher rechts-hemisphärisch. Eine Reihe von neuropsychologischen Studien weist darauf hin, dass ein wesentlicher Teil unserer spontanen Gesten in der rechten Hemisphäre generiert wird.

Ich zeige Ihnen nun einen Patienten, der aufgrund eines Schlaganfalls in der linken Gehirnhälfte quasi komplett seine Sprachkompetenz verloren hat, aber eine in Bezug auf den Referenzstimulus, das war im Cartoon, absolut semantisch korrekte Geste [...]

[Filmausschnitt, ca. 4 sec]

Dies ist korrekt, ergibt aber keine Worte mehr. Diese Getrenntheit von Gesten und Sprache kann sogar zu Phänomenen führen, bei denen es zur Dissoziation kommt. Hier zum Beispiel ein Patient, dem ich einen Stift zeige und frage, ob er ihn sieht, und Sie sehen, dass er nickt.

Wenn Sie aber hören, was er sagt, dann können Sie links [...]

[Filmausschnitt, ca. 3 sec] sehen Sie, dass er zwar Ja nickt, aber Nein sagt. Das liegt daran, weil beide Hemisphären unterschiedlich den Stimulus verarbeiten. Beide Hemisphären haben recht, aber es kann zu einer Dissoziation kommen.

Beim Rezipienten sieht man bei einer derartigen Dissoziation zwischen sprachlicher und gestischer Inkubation eine sogenannte N400, das ist ein [...]elektrisches Signal, was auftritt, wenn Ereignisse unerwartet sind. Also wenn ich zum Beispiel sage: „Heute Morgen habe ich Butter auf meine Schuhe geschmiert“, dann ist bei Ihnen wahrscheinlich bei dem Wort „Schuhe“ eine sogenannte N400 sichtbar.

Die Produktion der rechtshemisphärischen Gesten ist assoziiert mit rechtshemisphärischen Prozessen wie räumliches Denken, affektive Prosodie oder metaphorisches Denken. Der Herr hier links sagt zum Beispiel: „Ihr Vater und Ihre Mutter“ und die Dame sagt: „Mein Vater und meine Mutter“. Die Worte sind bei beiden die gleichen, aber die Geste zeigt, dass unterschiedliche Konzepte, Vorstellungsbilder über die Art der Beziehung zwischen beiden bestehen. –

Es ist evident, dass derartige nonverbale, unbewusste Bilder, die unsere Interaktion bereichern und die Verständigung verbessern, unterdrückt werden, wenn Gesten einstudiert werden. Wird Selbstoptimierung des nonverbalen Verhaltens während der Interaktion ausgeführt, so ist zu beachten, dass der Interaktionspartner es sehr wohl

wahrnehmen kann, ob die Bewegung willentlich oder spontan ist. Zum Beispiel unterscheiden Rezipienten absolut zuverlässig zwischen willentlichem und spontanem Lächeln.

Ferner erfolgen emotional und implizite Reaktionen schneller als willentliche Bewegungen. Ich hatte Ihnen am Anfang Videos gezeigt mit einer feinen nonverbalen Abstimmung. Wenn die andere Dame die Bewegung bewusst ausgeführt hätte, hätte das eine andere Latenz gehabt und die erste hätte sich möglicherweise nachgeahmt gefühlt. Das heißt, die feine Abstimmung des Sichlaufenlassens stabilisiert die Beziehung, und ein Eingreifen stört diese feinen Abläufe.

Zusammenfassung: Nonverbales Verhalten erfolgt überwiegend unbewusst und hat spezifische psychische und interaktive Funktionen. Die bewusste Ausführung nonverbaler Verhaltensweisen zum Zwecke der Selbstoptimierung unterscheidet sich von der unbewussten Ausführung in neuronaler Steuerung, Bewegungsform und in den Effekten auf die eigene Psyche und die Interaktion. Bewusste Veränderungen des eigenen nonverbalen Verhaltens können im Sinne von Selbsterfahrung genutzt werden, das heißt zum Beispiel, um zu spüren, wie sich durch die veränderte Bewegung auch die Befindlichkeit verändern kann. Im Kontext der Interaktion können Optimierungen gezielt bei Störungen eingesetzt werden, um unbewusste pathologische Interaktionsmuster zu durchbrechen. Wenn also etwas ständig eingefahren ist und nicht [...]

Das unbewusste nonverbale Verhalten fördert die emotionale und kognitive Verarbeitung und stellt eine bereichernde Dimension unseres Miteinanders dar. Vielen Dank.

Kerstin Schlögl-Flierl

Ein herzliches Dankeschön an Frau Lausberg, leider nur virtuell. Leider können wir auch nicht mit

ihr diskutieren. Es wäre spannend zu erfahren, welches Verhalten wir nonverbal nun an den Tag legen und wie sie das analysieren würde. Aber das geht leider nicht.

Aber im Raum und vor Ort ist Frau Professorin Verina Wild. Das freut uns sehr. Im Ethikrat geht es ja um dezidiert ethische Fragen, und Frau Professorin Verina Wild ist Medizinethikerin an der neu gegründeten Medizinischen Fakultät der Universität Augsburg. Sie wird sprechen zum Thema „Selbstvermessung in ungleichen Gesellschaften. Wo liegen Vulnerabilitäten?“ Das deutet schon an, dass eine individualethische Perspektive auf das Thema Selbstvermessung nicht genügt, sondern wir auch andere Perspektiven mit aufnehmen müssen.

Ich freue mich sehr, Frau Wild, dass Sie heute hier sind und sprechen.

Selbstvermessung in ungleichen Gesellschaften – Wo liegen Vulnerabilitäten?

Verina Wild · Medizinethikerin

(Folie 1)

Guten Tag, meine Damen und Herren, vielen Dank für die Einladung, hier sprechen zu dürfen. Ich spreche zur Selbstvermessung in ungleichen Gesellschaften. Wo liegen Vulnerabilitäten?

(Folie 2)

Zuerst führe ich kurz in das Thema und in die Ethik der Selbstvermessung ein. Dann fokussiere ich auf meinen Hauptteil: die ungleichen Vulnerabilitäten, und schließe mit einem Fazit. –

(Folie 3, 4)

Worüber spreche ich hier heute? Ich spreche über Ethik digitaler Selbstvermessung zur Gesundheitsförderung und Prävention, so etwas wie Fitness-Apps zum Beispiel. Ich spreche eher nicht

über Selbstvermessung bei Krankheitsmanagement wie Diabetes-Apps, und ich spreche auch nicht über Selbstvermessung ohne Bezug zu Gesundheit.

(Folie 5)

Das Thema, über das ich heute spreche, ist eingebettet in gesellschaftliche Trends: [1] zum einen natürlich die Digitalisierung, zum Beispiel die Zunahme der Smartphones und Wearables;

[2] der Shift von Akutversorgung zu Prävention, diesen verzeichnen wir seit einigen Jahrzehnten. Wir hatten früher auch mal einen großen Fokus auf Prävention. Dann verschob es sich zur Akutversorgung am Krankenbett, und jetzt gehen wir wieder zur Prävention, auch in dem deutschen Präventionsgesetz von 2015, wo die Rahmenbedingungen in diesem Gesetz festgelegt wurden.

[3] Wir haben außerdem einen individualisierten, leistungsorientierten Lebensstil, insbesondere in westlichen Gesellschaften.

[4] Wir haben eine Zunahme der Eigenverantwortung in Gesundheitsbelangen, die sich aus der Digitalisierung, aus der Verschiebung hin zu Prävention und aus diesem individualisierten Lebensstil ergibt.

[5] Außerdem haben wir sehr gute Marktprognosen und ein hohes Interesse des Privatsektors im Bereich M-Health. M-Health bedeutet mobile Gesundheitstechnologien wie Wearables, Apps, Sensoren, um die Gesundheit zu fördern.

(Folie 6)

Meine Vorarbeiten, die in diesen Vortrag einfließen, sind insbesondere die Leitung des META-Projektes [**m**Health: **e**thical, **l**egal and **s**ocial aspects in the **t**echnological **a**ge]. Hier untersucht eine Forschungsgruppe, die von mir geleitet ist, von 2018 bis 2024 und gefördert vom Bundesmi-

nisterium für Bildung und Forschung, die ethischen, rechtlichen und gesellschaftlichen Aspekte mobiler Gesundheitstechnologien.

Außerdem befasse ich mich seit 15 Jahren mit Forschung im Bereich Bioethik und mein Schwerpunkt hat sich zunehmend auf Fragen der Public-Health-Ethik, Vulnerabilität und Gesundheitsgerechtigkeit verschoben, sodass ich hieraus heute schöpfe.

(Folie 7)

Ein Hinweis auf unsere Webseite aboutmhealth.net: Hier stellen wir unsere Forschungsergebnisse auch für eine breitere Öffentlichkeit dar. Diese Seite gibt es auch bald auf Deutsch. Hier beschreiben wir die Ethik mobiler Gesundheitstechnologien anhand von kleinen Geschichten. Diese Methode nutze ich auch heute im Vortrag. –

(Folie 8)

Zur Einführung der Ethik der Selbstvermessung.

(Folie 9)

Vielfach wird der Nutzen erwähnt in gesundheitsstrategischen Dokumenten, aber auch in der wissenschaftlichen Fachliteratur. Hier geht es zentral um das individuelle Empowerment, das mit mobilen Gesundheitstechnologien gefördert werden kann. Durch das Bei-sich-Führen der Technologie, durch die einfache Anwendung, durch das Sichtbarmachen des eigenen Fortschritts, durch die Graphen und Daten, die wir visualisieren können, durch mehr Wissen über unseren Körper und unsere Gesundheit sowie mehr Kontrolle kommt es zur zunehmenden Selbstständigkeit und Verantwortungsübernahme auf der Seite von gesunden Menschen oder Patientinnen und Patienten und zu dieser individualisierten Prävention. Damit kann es zu einer Verbesserung der Aktivität, der Gesundheit und der Lebensqualität kommen.

Auch für das Gesundheitssystem werden sehr positive Effekte vorhergesagt. Zum Beispiel wird hier die niederschwellige, kostengünstige effiziente Art der Prävention und Gesundheitsförderung betont.

(Folie 10)

Es gibt aber auch eine Reihe von Risiken, die genannt und diskutiert werden, zum Beispiel hinsichtlich möglichen Schadens, wenn zum Beispiel die Geräte nicht akkurat messen oder Fehleinschätzungen an den User zurückmelden, was natürlich auch körperliche Folgen, Risiken mit sich führen kann.

Außerdem, das wissen Sie alle, ist ein großes Thema die Datenethik. Da geht es um Datenmissbrauch, Datenlecks, die konstante Überwachung, unter der wir uns befinden, oder auch die unbezahlte Arbeit, wie es oft genannt wird. Wir sammeln viele Daten, ohne dafür bezahlt zu werden, und andere können mit diesen Daten große Profite machen.

Außerdem könnte die übersteigerte Selbstoptimierung riskant sein. Darauf gehe ich später noch näher ein.

Fragen zur Autonomie werden gestellt, wenn doch die Algorithmen und die Technik in diesen Apps und Wearables eigentlich nicht transparent für den User und auch die Nutzungsbedingungen, die Datenschutzerklärungen nicht sehr verständlich sind. Wir klicken alle einfach „I accept“. Was genau haben wir davon eigentlich verstanden? Ist das tatsächlich Informed Consent, die Einwilligung?

Es werden Fragen zu Gerechtigkeit gestellt, zum Beispiel zum algorithmischen Bias, wenn Sensoren zum Beispiel verschiedene Hautfarbentöne nicht erkennen können und dadurch falsche Rückmeldung geben.

Oder der Digital Divide: Damit ist gemeint, dass bestimmte Bevölkerungsgruppen vielleicht keinen Zugang zu Technologien haben, die die Technologie nicht nutzen wollen oder die keine Netzabdeckung haben, und sich dann die Gesellschaft aufteilt in diejenigen, die den Nutzen davon haben, und die Bevölkerungsanteile, die keinen Nutzen haben.

Häufige Vorschläge sind, auf die Technologie bezogen, so etwas wie Ethics by Design, dass also in dem Designprozess schon ethische Werte zum Tragen kommen. Oder auf den User bezogen, auf die Nutzenden, dass alle Zugang haben sollen zu Technologie und Netz, oder dass die sogenannte Digital Literacy gestärkt werden soll, also das Wissen über diese Technologie.

(Folie 11)

Ich fokussiere jetzt auf das Thema ungleiche Vulnerabilitäten. Und ich möchte dafür zwei Geschichten erzählen: die Geschichte von Ben und Nadine.

Ben ist 16 Jahre alt. Er ist sportlich und gutaussehend. Er lebt bei seinen (erfolgreichen, wohlhabenden Eltern), versteht sich jedoch nicht gut mit ihnen. Meistens hält er sich in seinem Zimmer auf und beschäftigt sich mit Computer- und Videospielen. In der Schule ist er eher still und introvertiert.

Vor einiger Zeit hat er eine Fitness-App entdeckt. Er hat zunehmend Gefallen daran gefunden, die Übungen zu machen und seinen Fortschritt zu tracken. Mittlerweile steht er manchmal nachts auf, um noch mehr Workouts unterzubringen. Ab und zu meldet er sich in der Schule krank, weil er dann mehr trainieren kann. Die App hat auch eine Funktion, um Kalorien zu tracken. Ben wird immer besser darin, die Kalorien zu tracken. Immer wieder bemerkt er Schmerzen in den Sehnen, Gelenken und Muskeln, aber er macht weiter.

(Folie 12)

Jetzt kommt die Geschichte von Nadine.

Eine ähnliche App nutzt Nadine, eine alleinerziehende Mutter von drei Kindern mit einem schlecht bezahlten, körperlich anstrengenden Job. Ihre Eltern sind pflegebedürftig und Nadine kümmert sich um sie. Nadine ist übergewichtig und ihr Arzt sagt ihr,

dass sie abnehmen muss. Er empfiehlt ihr eine Sportgruppe, aber Nadine winkt ab: „Das schaffe ich eh nicht.“ Daraufhin rät er ihr, mal eine App auszuprobieren, vielleicht passe das besser in den Tagesablauf. Ihre Freundin Alia erzählt ihr von einer neuen kostenlosen App mit Übungen und einer Kalorienzählfunktion, über die sie auch schon nette Frauen kennengelernt hätte. Nadine lädt sich die App sofort runter und mag das fröhliche Design. Sie schaltet den Schrittzähler ein und beginnt das erste Training.

In den nächsten Wochen merkt Nadine jedoch, dass sie sich zunehmend belastet fühlt, weil sie scheinbar nie Zeit findet, Übungen zu machen. Sie versucht ihre Kalorien zu zählen, aber süße Snacks gehören zu den wenigen Dingen, die ihr Freude machen. Sie tippt die Kalorien nicht mehr ein. Es ist ihr peinlich, Alia zu treffen, die ihr schreibt, wie viel sie abgenommen hat, und sie fragt, ob Nadine auch so begeistert von der App sei.

(Folie 13)

Schauen wir uns jetzt die Vulnerabilitäten in diesen beiden Fällen an. Erst mal müssen wir den Begriff Vulnerabilität klären. Es geht um Verwundbarkeit, Verletzlichkeit. Es gibt eine lange und kontroverse Begriffsgeschichte in der Bioethik über diesen Begriff, die ich heute nicht aufrollen werde. Ich halte den Begriff aber trotzdem für hilfreich für eine ethische Analyse in Gesundheitsbelangen.

Wichtig ist, dass Vulnerabilität kein persönlicher Fehler ist. Niemand ist schuld daran, vulnerabel zu sein.

Außerdem ist Vulnerabilität ein graduelles Konzept. Jeder von uns ist vulnerabel. Wir sind alle Menschen, wir sind alle verletzlich. Aber Vulnerabilität ist ungleich verteilt, je nach Kontext und Situation.

Die Leitfragen, die uns helfen, Gesundheitsbelange aus ethischer Perspektive zu untersuchen, sind: Welche moralisch relevanten Interessen sind in diesem Kontext bedroht? Was genau macht diese Person vulnerabel? Wie können die moralisch relevanten Interessen geschützt werden? Und wer ist zu welchem Grad verantwortlich für den Schutz und wie?

(Folie 15)

Nun schauen wir uns Bens und Nadines Geschichte mithilfe des Konzepts der Vulnerabilität an.

Die Geschichte von Ben knüpft an Literatur an, die über die übersteigerte Autorität digitaler Daten spricht. Hier geht es um die Normalisierung perfektionierter Normen. Es geht also darum, über die Visualisierung der Daten Normen zu perfektionieren. Die sind dann das neue Normal, das wird dann wieder angestrebt. Es kommt sogar zu einer Fetischisierung der Daten, dass also den Daten eine zentrale Stellung im Leben eingeräumt wird.

Es kommt zu einer Übersteigerung der Optimierung, in einigen Fällen sogar mit Suchtpotenzial. Es gibt in der letzten Zeit zunehmend Literatur, die darauf hinweist, dass möglicherweise bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen eine besondere Vulnerabilität besteht, weil sie gerade in dieser bestimmten Entwicklungsphase sind.

Die Folgen können sein, dass es gar nicht zu diesem Empowerment kommt, von dem ich vorhin gesprochen habe, sondern auch zu Disempowerment und zur Reduktion der eigentlich angestrebten Zunahme der Autonomie. Es kann sogar zu psychischem und physischem Schaden führen, wenn diese übersteigerte Selbstoptimierung in Richtung Suchtpotenzial geht.

Wir müssen uns Fragen nach dem gesellschaftlichen Kontext stellen. Welche Ideale, Normen, Erlebnisse und Beziehungskonstellationen fördern diese Übersteigerung der Selbstoptimierung und das Suchtpotenzial? Wie kann schädigendem Nutzungsverhalten vorgebeugt werden?

Hier ist ganz interessant: Rechts habe ich eine kleine Grafik eingeblendet aus PubMed, der großen medizinischen Datenbank, in der Literatur gesucht werden kann. Wenn man den Suchbegriff

„exercise addiction“ eingibt, hatten wir 2004: 14 Hits und 2020: 253. Es tut sich da etwas. Es wird zunehmend anerkannt, dass diese „exercise addiction“ tatsächlich eine Art Sucht ist oder sein kann.

(Folie 16)

Schauen wir uns die Vulnerabilität bei Nadine an. Das knüpft an die große, schon langjährig bestehende Literatur zu Eigenverantwortung für die Gesundheit und Fragen der Gerechtigkeit an. Vielleicht liegt in ihrem Fall ein vereinfachtes Verständnis von Eigenverantwortung vor. Das bedeutet, dass der soziale Gradient der Gesundheit ausgeblendet wird, dass die sozialen Determinanten von Gesundheit ausgeblendet werden und auch Fragen der strukturellen Ungerechtigkeit. Das möchte ich kurz erklären, was das eigentlich bedeutet.

Der soziale Gradient der Gesundheit ist in diesem Bild dargestellt. Es bedeutet, dass Personen, die in prekären Arbeits- und Lebensbedingungen sind, auf die Population bezogen ein höheres Risiko haben, an den allermeisten Erkrankungen zu erkranken und auch früher zu sterben. Je besser der sozioökonomische Status einer Person ist, desto besser ist die Gesundheit, desto geringer ist das Risiko, an den allermeisten Erkrankungen zu erkranken.

(Folie 17)

Die sozialen Determinanten von Gesundheit sind in diesem Modell dargestellt, das jeder, der in Public Health arbeitet, in- und auswendig kennt: das Dahlgren-Whitehead-Modell. Da sehen wir in der Mitte das Individuum, das durch biologische Faktoren bestimmt ist, durch Alter, Geschlecht und andere genetische Ausgangsbedingungen.

Darum legen sich dann die individuellen Lifestyle-Faktoren, die auch auf die Gesundheit dieser Person wirken, aber auch Faktoren aus der Ge-

meinschaft, in der diese Person lebt, aus der Familie, aus der Gemeinde, aber auch aus den sozialen Netzwerken. Die wirken auch auf die Gesundheit der Person, aber auch die Lebens- und Arbeitsbedingungen: Ist jemand arbeitslos oder nicht? Hat er Zugang zu Bildung oder nicht? Hat er Zugang zur Gesundheitsversorgung oder nicht? Wie sind die Wohnbedingungen, wie sind die Arbeitsbedingungen? Und dann, wie eine Klammer noch darum, die grundsätzlichen sozioökonomischen, kulturellen und ökologischen Bedingungen, die alle auf die Gesundheit wirken.

Das sind die Determinanten von Gesundheit. Die sind in der Gesellschaft ungleich verteilt, und dadurch ist auch dieser soziale Gradient der Gesundheit zu erklären.

Diese Ungleichheiten sind teilweise strukturell bedingt. Das bedeutet, die Personen können sich nicht eigenverantwortlich so einfach aus dieser Position befreien, sondern es ist in den Strukturen, in der Art und Weise, wie wir unsere Gesellschaft, unsere Institutionen, unsere Werte und Normen etabliert haben, angelegt, dass es diesen sozialen Gradienten gibt. Eigenverantwortung reicht nicht, um sich daraus zu befreien.

Die Folgen können sein, dass es ungleiche Voraussetzungen, Bedingungen und Möglichkeiten gibt, den Nutzen aus einer App zu ziehen. Es kann zum Stigma dieser Person kommen: „Du schaffst das nicht. Warum schaffst du das nicht? Du hast doch eine App!“ Es kann zu Schamgefühlen bei diesen Personen kommen, zu Schuldgefühlen und eben dann auch zu einem Disempowerment in diesem Zusammenhang, und auf der Bevölkerungsebene zu einer Manifestation und Zunahme gesundheitlicher Ungleichheiten.

Sowohl bei Ben als auch bei Nadine sind das keine neuen ethischen Fragen und Phänomene, die durch diese Apps auf einmal zutage treten. Das sind Phänomene und Entwicklungen, die wir

schon lange vorher hatten, die aber durch diese Apps in ihrer Problematik noch verschärft werden.

(Folie 18)

Zur Gesundheitsgerechtigkeit noch der Hinweis auf eine stark anwachsende Literatur in den letzten zehn, zwanzig Jahren zu Gesundheitsgerechtigkeit. Weil diese sozialen Determinanten von Gesundheit so gut sozialepidemiologisch dargestellt wurden, hat sich auch die Bioethik, die Public-Health-Ethik für diesen Bereich geöffnet, hat gesehen: Hier liegt ein Problem der Gerechtigkeit vor.

Es wurden also anknüpfend an die Fragen der Eigenverantwortung für Gesundheit und soziale Determinanten von Gesundheit Gerechtigkeitstheorien entwickelt, die untersuchen: Welche gesundheitlichen Ungleichheiten sind denn ungerecht? Was für Gerechtigkeitskonzepte können hier helfen, das Feld zu strukturieren? Wie können wir diese Gerechtigkeitstheorien nutzen, um Gesundheitspolitik gerechter zu gestalten?

(Folie 19)

Ich hatte vorhin schon gesagt, bei der Identifikation von Vulnerabilitäten geht es auch darum, Verantwortung zu bestimmen und zu schauen, welche Maßnahmen jetzt eingeleitet werden können, um Vulnerabilitäten zu reduzieren.

Da ist natürlich das Individuum auch im Blick. Es geht nicht darum, Eigenverantwortung ganz auszuklammern. Ganz im Gegenteil, die Agency, also die selbstbestimmten Handlungsmöglichkeiten müssen gestärkt werden, zum Beispiel die Eigenverantwortung bei App-Nutzung, die Verantwortung auch für andere hinsichtlich Normen, Vergleichen: Was für einen Druck übe ich vielleicht auch auf andere aus?

Die Politik kann und sollte sich hier insbesondere um die Verhältnisprävention kümmern. Das bedeutet, nicht nur auf diesen Trend der Verhaltensprävention der Individuen abzielen, dass sich die Individuen nur gesundheitsbewusster verhalten sollen, sondern auch die Verhältnisse zu stärken, also Lebens- und Arbeitsbedingungen, um Ungleichheiten auszugleichen und Vulnerabilitäten zu reduzieren.

Das Gesundheitspersonal muss Wissen über diese komplexeren Vulnerabilitäten und Ungleichheiten erhalten, darf Apps nicht unbedacht empfehlen und muss im Gespräch bleiben mit denjenigen, denen sie diese Apps empfehlen. Können sie das überhaupt in ihrem Alltag umsetzen?

Beim Privatsektor gibt es die Möglichkeit der Regulierung, was insbesondere hinsichtlich Datenschutz ein wichtiger Bereich ist. Aber auch Ethics by Design oder ganz neu Design Justice sind hier Möglichkeiten, in die Entwicklung, in die Technologie hineinzuwirken.

Kunst und Literatur (dazu sehen wir heute Nachmittag noch mehr) können helfen, auf unseren Körper und auf die Gesellschaft zu reflektieren, uns in diese Prozesse des Nachdenkens zu bringen.

Die Wissenschaft hat unendlich viele Möglichkeiten, sich hier einzubringen. Ich spreche jetzt mal nur von meinem Bereich. Ich glaube, wir brauchen mehr qualitative Forschung, mehr Interviews zum Beispiel mit Jugendlichen, um diese reichhaltigen Vulnerabilitäten herauszuarbeiten. Bei der ethischen Diskussion müssen wir über die Technologie und den einzelnen Nutzer oder die Nutzerin hinausgehen, sondern auch die Technologie im Kontext unserer Gesellschaft verstehen und dabei auch die gesundheitlichen Ungleichheiten, den sozialen Gradienten von Gesundheit, den ich angesprochen habe, berücksichtigen.

(Folie 20)

Ich komme zu meinem Fazit.

(Folie 21)

[1] Die ethischen Fragen, die ich heute aufgeworfen habe, sind nicht neu, aber verstärkt durch die Trends, die ich am Anfang beschrieben habe.

[2] Digitale Selbstvermessung kann positive Effekte für uns alle haben.

[3] Es bestehen aber Vulnerabilitäten bei der Nutzung dieser Technologie, für uns alle, aber die sind ungleich verteilt.

[4] Die Aufgaben sind, diese Vulnerabilitäten, die besonderen Vulnerabilitäten zu identifizieren, herauszufinden: Was macht eigentlich vulnerabel? Wir müssen die Verantwortung identifizieren – wer trägt Verantwortung für was? – und darauf basierend Maßnahmen erarbeiten, um Vulnerabilitäten zu reduzieren.

(Folie 22)

Ich danke meinem Team der META-Forschungsgruppe, anderen Koautorinnen und Koautoren und natürlich dem BMBF für die Förderung.

(Folie 23, 24)

Hier ist noch die Literatur, die ich für diesen Vortrag verwendet habe.

(Folie 25)

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.

Kerstin Schlögl-Flierl

Vielen Dank, liebe Frau Wild, für diesen instruktiven ethischen Vortrag. Exercise Addiction wird uns heute vielleicht noch länger begleiten, ebenso verschiedene Themen, die Sie angesprochen haben.

Nach der Ethik schlägt es uns jetzt in die Sozialwissenschaften, nämlich zu Frau Professorin

Dr. Anja Röcke. Sie hat momentan die Vertretungsprofessur des Lehrstuhls Makrosoziologie am Institut für Sozialwissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin inne, und sie hat erst jüngst publiziert zum Thema Selbstvermessung und Selbstoptimierung im Jahr 2021. Wir dürfen also gespannt sein auf ihren Vortrag, den sie hier in Präsenz halten kann. Wir freuen uns auf Sie, Frau Röcke.

Selbstvermessung als Strategie der Selbstoptimierung?

Anja Röcke · Sozialwissenschaftlerin

(Folie 1)

Vielen Dank für die Einladung und für die Möglichkeit, hier auf dieser Tagung zu sein. Ich freue mich sehr, heute hier zu sein und diese Fragen zu diskutieren.

In meinem Vortrag gehe ich der Frage nach, inwiefern Selbstvermessung eine Strategie der Selbstoptimierung darstellt.

(Folie 2)

Selbstvermessung bezeichnet allgemein

„die Erhebung, Sammlung, Zusammenführung und Auswertung von Daten über alle nur erdenklichen Merkmale und Funktionen des eigenen Körpers durch mehr oder weniger ausgeklügelte Verfahren“,

so die Definition von Duttweiler und Passoth.

Selbstoptimierung wiederum lässt sich in den Worten von Dagmar Fenner

„ganz allgemein definieren als kontinuierlicher Prozess der ständigen Verbesserung der persönlichen Eigenschaften und Fähigkeiten mittels Selbstthematisierung, rationaler Selbstkontrolle und permanenter Rückmeldungen hin zur bestmöglichen persönlichen Verfassung“.

Die Vermessung des Selbst kann in den Dienst der Selbstoptimierung gestellt werden, also als Strategie oder als Mittel zur Selbstoptimierung werden. Ein derartiges Verhältnis wurde bzw.

wird in Teilen des medialen Diskurses postuliert, aber auch in Teilen der akademischen, gerade auch der soziologischen Literatur zum Thema. Zum Teil werden beide Begriffe sogar synonym verwendet und es scheint, so schreibt Thorben Mämecke in seiner Studie *Das quantifizierte Selbst*, dass „die Nennung des Einen ohne die Nennung des Anderen inzwischen beinahe unvollständig erscheint“.

Woran liegt das?

Zum Ersten hat der Begriff der Selbstoptimierung für viele einen technischen Beiklang, eine technische Konnotation, und bei Selbstvermessung wiederum kommen häufig digitale Gerätschaften zum Einsatz. Das scheint also zu passen, zusammenzugehen.

Wie bei der Optimierung des Selbst gilt auch für die Vermessung des Selbst, dass die handelnde Person Subjekt und Objekt ist, also die vermessende Person vermisst selbst ihr Selbst, ist also Objekt und Subjekt, und das ist bei der Selbstoptimierung genauso.

Und hier wie dort scheint das Verhältnis von Selbst- und Fremdbestimmung tendenziell eher in Richtung Fremdbestimmung zu gehen. Das werden wir heute auch noch diskutieren.

Bei der Selbstoptimierung spricht man von gesellschaftlichen Imperativen, die die Menschen dazu drängen, und bei der Selbstvermessung handelt es sich oft ganz konkret um beispielsweise Handlungsanweisungen, die in viele technischen Applikationen schon eingebaut sind: dass man so und so viele Schritte pro Tag gehen soll, dass man nicht mehr als so und so viel Fett und Zucker zu sich nehmen sollte usw.

Trotz dieser und weiterer Gemeinsamkeiten möchte ich heute zeigen, dass es wichtig ist, beide Phänomene auch auseinanderzuhalten. Zwar kön-

nen Praktiken der Selbstvermessung eine wichtige Rolle für die Selbstoptimierung spielen und zur Strategie der Selbstoptimierung werden, aber das muss nicht der Fall sein. Und Selbstvermessung kann auch in ganz andere Sinnzusammenhänge eingebettet sein. Ich werde das exemplarisch und anhand einer Diskussion zum Optimierungsprinzip zeigen, wie es bei der Selbstoptimierung zum Einsatz kommt.

(Folie 3)

Mein Aufbau ist folgendermaßen: Ich führe zuerst kurz in das Thema Selbstvermessung ein und nenne ein paar Beispiele und Zahlen. Dann diskutiere ich meine Frage und formuliere einen kurzen Ausblick.

(Folie 4)

Gegenwärtig werden unter dem Stichwort Selbstvermessung oder englisch Self-Tracking meist digitale Verfahren der Selbstvermessung diskutiert. Das ist inzwischen ein extrem großes Feld, wie wir schon gehört haben. Eine Unterscheidung, die man hier ziehen kann, ist zwischen aktivem und passivem Tracking, also die Nutzer machen selbst Eingaben in eine App, zum Beispiel ein Smiley in eine Gefühls-App, oder die technischen Geräte zeichnen automatisch die Daten auf.

Dann gibt es den Unterschied, inwiefern diese Geräte an der Oberfläche bleiben oder invasiv sind, also wirklich unter die Haut gehen. Die meisten sogenannte Wearables, also tragbare technische Applikationen, bleiben auf der Haut. Aber wir werden gleich sehen, dass es auch andere Möglichkeiten gibt.

Ich habe hier als Beispiel einen Ring, der mit drei Sensoren ausgestattet ist, wie man sieht. Er misst die Körpertemperatur, er kann die Bewegungen und Aktivitäten messen, kann also beispielsweise zum Schlafracking verwendet werden. Er hat

auch einen Pulsmesser, einen Atemfrequenzmesser und vermisst noch viele weitere Bereiche.

Hier haben wir das Bild von einem Gerät, das den Blutzucker misst und im Kontext vom sportlichen Training zum Einsatz kommt. Die Edelsteinnadel, die man sieht, wird in den Oberarm gesteckt und bleibt dort, kann dort bis zu zwei Wochen bleiben (dann ist der Akku leer), und soll den Blutzucker vermessen und sendet im Minutentakt die Informationen über den Blutzuckerpegel via Bluetooth an das Smartphone, um der trainierenden Person permanent Auskunft zu geben, wie gerade der Blutzuckerpegel ist, ob man vielleicht mehr Blutzucker bräuchte und wie sich daraus das Leistungsniveau ergibt.

Das Produkt wird mit dem Spruch beworben: „Ein Fenster zu Ihrem Körper“. Vermessungen sollen sichtbar machen, was bisher weitgehend unsichtbar, also im Körper versteckt war. Diese versteckten Prozesse sollen mittels Selbstvermessung zugreifbar, messbar, sichtbar gemacht werden.

Selbstvermessungen beziehen sich inzwischen auf so gut wie jeden Lebensbereich, also auf die Arbeit, Freizeit, Fitness, Tanz (das werden wir heute hören), Schlaf, Emotionen.

In Bezug auf das Selbst stehen drei Bereiche im Fokus: Das ist zum einen der Körper bzw. physisch-biologische Körperfazetten, beispielsweise der Blutzucker, der Blutdruck, der Herzschlag; dann das Verhalten bzw. verhaltensbezogene Aspekte: der Schlaf, die Arbeitsproduktivität, Bewegung, Sport etc., und zum Dritten die Psyche bzw. psychologische Befindlichkeiten wie Stimmungen und Gefühle.

In den letzten Jahren gab es eine klare Zunahme von technischen Gerätschaften zur Selbstvermessung. Ich nenne ein paar Beispiele: In Deutschland stieg der Absatz von Wearables zwischen

den Jahren 2015 und 2020 von gut 2 Millionen auf über 6 Millionen Stück, hat sich also mehr als verdreifacht. Weltweit stieg der Absatz in den Jahren von 2014 bis 2020 von gut 28 Millionen auf 444 Millionen Stück, hat sich also mehr als verzehnfacht.

Auch Smartphones, die als Trägersysteme für diese technischen Applikationen eine wichtige Rolle spielen, haben sich stark verbreitet. Im Jahr 2020 gab es in Deutschland rund 60 Millionen Smartphone-Nutzerinnen. Die Zahl der verkauften Exemplare lag bei gut 22 Millionen. Diese Zahlen – man könnte noch viel mehr Zahlen nennen – machen deutlich: Es hat hier eine klare Diffusion und Zunahme dieser Geräte gegeben. Selbstvermessung hat Eingang in den Alltag vieler Menschen gefunden, ist ein Stück weit normal geworden und wirft aber dennoch oder vielleicht auch gerade deswegen viele Fragen auf.

(Folie 5)

Ich gehe jetzt der Frage nach, inwiefern Selbstvermessung eine Strategie zur Selbstoptimierung darstellt.

Vorneweg ist noch mal zu betonen, dass es nicht *die* Selbstoptimierung gibt. Das ist ein etwas schillernder Begriff, und es gibt verschiedene Facetten und Ausprägungen, beispielsweise als Form der Praxis oder als Handlungsnorm oder als analytisches Konzept. Ich bleibe in meiner Diskussion auf der Ebene des Konzeptes und möchte mich hier auf einen Punkt konzentrieren, nämlich auf das Prinzip der Optimierung.

Das Optimierungsprinzip ist Teil der sachlichen Dimension von Selbstoptimierung. Daneben gibt es auch eine zeitliche Dimension, der zufolge Selbstoptimierung ein potenziell unendlicher Prozess ist, weil jedes Ergebnis von der Logik her immer wieder übertroffen, selbst wieder optimiert

werden kann, es also immer nur temporäre Optima gibt. Und es gibt eine Sozialdimension, also dass Selbstoptimierung ein strikt selbstbezogener Prozess ist.

Weitere Ausführungen zu dieser Frage finden Sie in meinem Buch zur Soziologie der Selbstoptimierung.

Das Optimierungsprinzip nun, um das es mir heute geht, ist Teil der sachlichen Ebene und hat selbst eine Reihe von Spezifika.

[1] Optimierung im Kontext von Selbstoptimierung basiert zum Ersten auf einem zweckrationalen Vorgehen, das die Mittel bezüglich des situativ bestmöglichen Ergebnisses abwägt, also mit welchen Mitteln kann ich mein Ziel bestmöglich erreichen?

[2] Dann basiert Optimierung auf einem Prozess des Ausgleichs oder auch des Trade-offs zwischen verschiedenen Parametern. Optimierung ist also nicht zu verwechseln mit Maximierung. Bei Maximierung soll ein Parameter maximal gesteigert werden. Optimierung hingegen heißt, verschiedene Parameter in ein Gleichgewicht zu bekommen, beispielsweise beim sportlichen Training ein Gleichgewicht zwischen Ausdauer und Schnelligkeit zu erzielen.

Beide Aspekte setzen voraus, dass die Beschaffenheit der Parameter, um die es hier geht, bekannt ist. Hier kommt die Selbstvermessung ins Spiel: Denn über Praktiken der Selbstvermessung wird der Körper parzelliert, also in einzelne Bestandteile zerlegt, die jeder für sich vermessen und damit auch verändert und optimiert werden können, und der Körper oder einzelne Facetten werden quantifiziert und damit auch objektiviert. Selbstvermessung liefert quantifizierte Daten über sämtliche Bereiche des Selbst: über den Körper, über die Psyche oder auch das Verhalten.

Über Selbstvermessung entsteht also so etwas wie ein Datenkörper oder ein Datenselbst. In Bezug auf den Körper erscheint dieser weniger als Einheit, sondern vielmehr liegt der Fokus auf den einzelnen Körperfazetten, die dann jeweils für sich bearbeitet, vermessen und optimiert werden können. Die Visualisierung dieser Daten, die ja in Form der Apps dann geleistet wird, verstärkt dabei tendenziell den objektivierenden Zugriff auf den Körper bzw. das Selbst.

[3] Optimierung basiert des Weiteren auf einer konstanten Kontrolle der erreichten Ergebnisse, dass man guckt: Okay, inwiefern habe ich meine Ziele erreicht oder muss ich nachjustieren, weiter am Ball bleiben? Auch hier kommt die Selbstvermessung ins Spiel, denn die entsprechenden technischen Geräte liefern regelmäßige Informationen zum jeweiligen Stand. Wie wir eben gehört haben, wird im Minutentakt der Blutzuckerspiegel mitgeteilt, teilweise ist das auch in Echtzeit.

Darüber hinaus erlauben die Geräte den Vergleich der erhobenen Daten, entweder diachron, mit mir selbst, also ich heute, vor zwei Stunden, vor einer Woche, vor zwei Wochen, oder auch synchron, mit anderen, mit meinem sozialen Umfeld, den Mitgliedern meiner Trackinggruppe beispielsweise. Auch hier passt die Selbstvermessung perfekt zur Selbstoptimierung.

[4] Der vierte und letzte zentrale Punkt für das Optimierungsprinzip ist die Generierung von Mehrwert. Optimierung soll sich lohnen, etwas bringen: die körperliche oder mentale Leistung erhöhen oder das Aussehen verbessern. Mit Selbstoptimierung ist also ein instrumentelles Selbstverhältnis verbunden, das das Selbst nicht um seiner selbst willen bearbeitet, formt oder modifiziert, sondern um daraus einen größtmöglichen und verwertbaren Nutzen zu generieren.

(Folie 6)

Genau an dieser Stelle wird die Parallelisierung von Selbstvermessung und Selbstoptimierung brüchig. Ja: Selbstvermessung liefert Daten über den Körper, die Psyche und das Verhalten, objektiviert und versachlicht den Bezug zum Selbst. Aber die erstellten Daten müssen interpretiert werden. Und das ist bisweilen aufwendiger und auch weniger eindeutig, als man vielleicht erwarten könnte.

Lisa Wiedemann schreibt dazu in ihrem Buch zum Self-Tracking, dass sich bei ihren Interviewpartnerinnen die Interpretation häufig als schwierig erweise, dass von den Nutzerinnen der Aufwand gescheut wird, das dann auch ordentlich zu machen, dass das zu lange dauert, zu mühselig ist. Oder dass man den entsprechenden Kontext, weil man es nicht so gut gemacht hat, nicht mehr gut rekonstruieren und die Daten entsprechend nicht mehr gut lesen kann. Oder dass Messungenauigkeiten erkannt werden.

Die Datenerhebung kann zwar formal als Objektivierung und Versachlichung im Verhältnis zum Selbst dargestellt werden. Das sagt aber noch nichts darüber aus, wie die Menschen dann mit den Daten umgehen und wie sich die Datenerhebung tatsächlich auf das Selbst im Körperverhältnis auswirkt. Dass es diesen Einfluss gibt, wird in der soziologischen, philosophischen und anderen Literatur immer wieder hervorgehoben. Aber wie genau sich die Selbstvermessungspraktiken auswirken, ist weit weniger klar.

Das hat auch etwas mit der emotionalen Komponente zu tun, die bei Selbstvermessung involviert ist. Selbstvermessung kann mit ganz unterschiedlichen Gefühlen verbunden sein: mit Stolz, Frust, Hoffnung, Freude, Angst oder Enthusiasmus. Je nach Art und auch nach Grad der emotionalen Involviertheit unterscheidet sich aber der Umgang mit den erhobenen Daten. Wenn man wütend ist,

unterbricht man vielleicht den Messvorgang für eine gewisse Zeit oder aber man vermisst sich noch intensiver, um den Knick in der Kurve wieder auszugleichen.

Insofern gibt es keinen einfachen oder direkten Weg von der Selbstvermessung zum Selbstverhältnis oder von der Selbstvermessung zur Selbstoptimierung.

In den jüngeren soziologischen Studien wird daher jetzt viel häufiger, als das in einer ersten Phase der Fall war, die Offenheit und auch Vielseitigkeit der Selbstvermessung betont. Es ist eben keine Praxis, die ausschließlich zur Selbstoptimierung dient, sondern sie kann in ganz unterschiedliche Sinnzusammenhänge eingebettet sein.

Ich möchte hier ein paar Möglichkeiten nennen, die wir zum Teil schon gehört haben:

Selbstvermessung kann ein Bestandteil von Prävention, also Gesundheitsvorsorge sein. Sie ist Bestandteil alltäglicher Praxis bei Personen mit Diabetes. Sie kann auch einfach aus Spaß und Experimentierfreude im Umgang mit dem eigenen Selbst erfolgen. Selbstvermessungs-Gadgets können auch als Lifestyle-Accessoire verwendet werden und den technikaffinen Lebensstil ausdrücken.

Selbstvermessung kann auch ein Weg zur Selbsterkenntnis und mehr Selbstachtsamkeit sein. Zum Teil wird vermutet, dass die Vermessung, also die Technisierung gerade dieses leibliche Spüren eher stört und unterbricht, aber manche Menschen versuchen gerade über diese Vermessung ein besseres Verhältnis zu ihrem Körper aufzubauen und dadurch achtsamer zu werden.

Andere Personen verwenden Selbstvermessung, um darüber ein Gefühl von Ordnung zu bekommen. Beispielsweise nach einer Lebenskrise greifen manche dazu, um ihr Leben, ihre einzelnen Bereiche zu vermessen und darüber das Leben

wieder in den Griff zu bekommen, zu wissen, wie man funktioniert.

Ein letzter Punkt, der häufig auch im Kontext der Quantified-Self-Bewegung formuliert wird, ist, dass man mit Selbstvermessung, mit Daten, die man selber über seinen Körper generiert, auch Autonomie bekommen möchte über eine gewisse, vielleicht auch als bevormundend wahrgenommene Expertise von Ärzten.

Zusammenfassend kann man sagen: Selbstvermessung *kann* eine Strategie der Selbstoptimierung sein, muss es aber nicht. Sie bietet ein sehr großes Potenzial dazu, weil sie die Datengrundlage und die Vergleichbarkeit der Daten liefert und gerade auch in der technischen Erfassung und Verarbeitung zu einer Objektivierung, Versachlichung und Quantifizierung im Selbstbezug beiträgt. Aber: Selbstvermessung geht nicht in Selbstoptimierung auf. Sie kann Bestandteil eines instrumentellen Zugriffs sein, wie er für Selbstoptimierung charakteristisch ist, aber auch Teil einer emanzipativen oder kreativen oder ästhetischen Praxis. Selbstvermessung beeinflusst die körperliche Bezugnahme, das Selbstverhältnis. Aber das lässt sich nicht auf einen Nenner bringen und nicht auf Selbstoptimierung reduzieren.

Auch hinsichtlich der normativen Einordnung bleibt Selbstvermessung offen. Mit Nikola Plohr, die gerade eine aktuelle Studie zum Self-Tracking veröffentlicht hat, kann man sagen, dass es sich bei dem sich selbst vermessenden Selbst um eine Kippfigur handelt, die zwischen Autonomie und Heteronomie oszilliert, dass Selbstvermessung sowohl ein Ausdruck von Lebenskunst als auch eine Prozedur der Zurichtung sein kann.

(Folie 7)

Damit komme ich zum letzten Teil, dem Ausblick. Selbstvermessung ist schon mit vielen ge-

ellschaftlichen Entwicklungen in Zusammenhang gebracht worden. Wir haben gerade eben ein paar gehört. Das kann ich hier nicht vertiefen, sondern nur kurz anreißen.

Selbstvermessung gilt insbesondere als Ausdruck wie auch als Motor einer wachsenden Individualisierung. Dabei ist diese Diskussion nicht neu. Es gab schon eine kritische Diskussion zu den negativen Effekten der Individualisierung in den 1970er Jahren. Das hat jetzt aufgrund der umfassenden Digitalisierung sicher an Brisanz gewonnen.

Selbstvermessung gilt auch als Ausdruck einer Rationalisierung und Entzauberung von Selbst und Welt, also dass es immer mehr Wissen über die Welt und das Selbst gibt und immer weniger dunkle Flecken, und letztlich auch immer weniger dunkle Flecken im eigenen Körper.

Dann gilt Selbstvermessung als Ausdruck und Motor einer häufig als neoliberal bezeichneten Performanz und Leistungsgesellschaft (auch das haben wir eben schon gehört), die sich nicht nur auf Wirtschaft bezieht, sondern auch die Menschen selbst erfasst und die Menschen in ihrem Selbstverhältnis.

Dann ist es Ausdruck von Quantifizierung und Digitalisierung.

Ein weiterer Punkt ist, dass es als Antwort auf eine gesellschaftliche Komplexität wahrgenommen wird. Wenn die Welt als zunehmend undurchdringbar und komplex wahrgenommen wird, dann erfahre ich vielleicht auch mich selber als Person mehr, wenn ich mich auf mich selbst fokussiere und mich selbst erkenne.

Dann ist Selbstvermessung verbunden mit neuartigen soziotechnischen Konstellationen oder auch Mensch-Maschine-Kombinationen.

Ein ganz wichtiger Punkt ist die Frage von Kontroll- und Überwachungsmechanismen (dazu sage

ich gleich noch was), aber auch, und das soll hier nicht fehlen, Empowerment und der Anspruch, hier mehr Autonomie zu bekommen. Zum Teil fällt hier auch der Begriff der Bürgerwissenschaften, weil hier zivilgesellschaftliche Akteure außerhalb klassischer Bildungseinrichtungen Wissen generieren.

(Folie 8)

Zum Schluss möchte ich noch drei weiterführende Fragen benennen.

[1] Das ist zum einen die Frage von Selbsterkenntnis versus Entfremdung: Wird über Selbstvermessung eine größere Selbsterkenntnis erreicht, ein größeres Wissen und auch eine größere Reflexivität gegenüber körperlichen oder verhaltensbezogenen Vorgängen? Oder kommt es eher zu einer Entfremdung, bei der sich die vermessende Person von dem eigenen Selbst und vom Körper entfremdet, den Bezug dazu verliert und sich selbst fremd wird?

[2] Dann das Verhältnis von Sein und Wollen: Will ich mich vermessen oder muss ich es, weil beispielsweise mein Arbeitgeber das verlangt? Und in welchem Verhältnis stehen hier gesundheitliche Prävention, selbstbestimmtes Tracking und Überwachung im Arbeitskontext zum Beispiel?

[3] Zum Schluss ganz wichtig sind auch die Fragen von Datensicherheit und Datenautonomie: Was passiert mit der Unmenge weltweit und tagtäglich erhobener Daten? Wer hat darauf Zugriff? Und welches Recht haben die Selbstvermesserinnen eigentlich selbst im Umgang mit diesen Daten?

(Folie 9)

Hier ist mein Quellenverzeichnis. Vielen Dank.

Kerstin Schlögl-Flierl

Vielen Dank, Frau Röcke, für den instruktiven Vortrag. Ich werde mir die Kippfigur zwischen Autonomie und Heteronomie merken. Wir werden sicherlich noch den ganzen Tag in dieser Verschiedenheit oder Vielschichtigkeit von Autonomie und Heteronomie bei der Selbstvermessung und im Speziellen der Selbstoptimierung arbeiten.

Aber wir bleiben nicht in der Soziologie, sondern unser viertes und letztes Gebiet ist die Geschichtswissenschaft. Wir haben über Zoom zugeschaltet Frau Professorin Hedwig Richter. Sie ist Professorin für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität der Bundeswehr zu München. Wir vermessen unsere Zeit nicht nur soziologisch, sondern auch historisch. Frau Hedwig Richter, wir freuen uns auf Ihren Vortrag.

Unantastbar? Die Würde des Körpers in der Demokratie

Hedwig Richter · Historikerin

... wie gesagt, ich denke, dass ich in eine Zeit komme, wo vieles von dem, was wir heute gehört haben, angefangen hat.

„Schließlich vierteilte man ihn“, so berichtete 1756 die Gazette d'Amsterdam über die Hinrichtung von Damiens. „Diese letzte Operation war sehr langwierig“, so geht das Zitat weiter, „weil die verwendeten Pferde ans Ziehen nicht gewöhnt waren“. Schließlich musste man die Schenkel des Unglücklichen abtrennen, die Sehnen durchschneiden und die Gelenke zerhacken.

Die Szenen sind aus Foucaults *Überwachen und Strafen* bekannt. Mit einem unüberhörbaren Bedauern schließt Foucault den Bericht:

„Am Ende des 18. Jahrhunderts, zu Beginn des 19. Jahrhunderts ist das düstere Fest der Strafe, trotz einigen großen letzten Aufflackerns, im Begriff zu erlöschen.“

Foucaults Betrübniß speist sich nicht zuletzt daraus, dass er mit der moderne [...] Vermessung die Rationalisierung und Disziplinierung des Körpers verbindet, die durch die Konstruktion des Subjekts überhaupt erst möglich wird. Diese Disziplinierung ist für Foucault die eigentliche Dystopie.

(Folie 2)

Meine Überlegungen zur Entwicklung des Verhältnisses von Körper und moderner Demokratie stehen in einem doppelten [...]: einerseits Foucaults düstere Interpretation der Moderne und andererseits die helle Sicht auf die Entwicklung von Menschenrechten der Historikern Lynn Hunt. Bei ihr gilt, dass die Skandalisierung von Folter und ihre Tabuisierung eine wichtige Voraussetzung für Menschenrechte war. Das ist übrigens eine wirklich bemerkenswerte Analyse, die sie hier vorgelegt hat; ich kann das nur empfehlen.

Es hat sich, so die These von Lynn Hunt, am Ende des 18. Jahrhunderts ein ganz neues Gefühl der Empathie entwickelt, das die Vorstellungen ermöglichte, dass die Menschenwürde und Menschenrechte allen Menschen zukommen müssen, also nicht nur einigen, sondern wirklich allen.

Wichtig ist dabei: Die körperliche Würde erst ermöglicht die Freiheit des Menschen. Beides gehört in die Geschichte der Demokratie: Disziplinierung und Freiheit; das zeigt sich besonders deutlich am Körper. Das ist meine These.

Ich arbeite mit der herkömmlichen Definition von Demokratie, nämlich die Herrschaft der Gleichen und Freien. Im Zentrum steht dabei, wenn man gleich und frei zusammennimmt, die Würde des Menschen, die Menschenwürde.

(Folie 3)

Ich schaue zunächst auf die Subjektkonstruktion, Körper und Freiheit, dann auf Statistik, das bringt Körper und Disziplinierung besser zusammen,

und dann, wie das in Prozessen der Demokratisierung zusammenkommt. Das zeige ich beispielhaft in der Zeit um 1900.

(Folie 4)

Zunächst zum ersten Punkt, Körper und Freiheit, Subjektkonstruktionen.

Der Körper ist wesentlich für die Demokratiegeschichte, die ja viel mehr ist als die Geschichte von Ideen und Institutionen. Der Körper wird zunächst im Hinblick auf die notwendige Freiheit und Individualisierung deutlich. Ohne den Schutz des Körpers ergibt die Idee der Demokratie, der Selbstherrschaft, der Würde des Menschen wenig Sinn. Hunger, Frieren, ein Leben in systematischem physischem und körperlichem Elend ist nicht frei.

Besonders deutlich wird dieser Zusammenhang bei der Folter: der gequälte Körper durch den totalen Zugriff des Staates. Die Soziologie verweist auf den Zusammenhang von Körper und Herrschaft. Das zeigt, wie wichtig es ist, wenn wir uns mit Demokratie beschäftigen, auch auf den Körper zu schauen.

Bourdieu erklärt, dass die Akzeptanz von Herrschaft „nicht auf der freiwilligen Entscheidung eines aufgeklärten Bewusstseins“ beruht, „sondern auf der unmittelbaren und vorreflexiven Unterwerfung der sozialisierten Körper.“

Menschen, die nicht über ihren eigenen Körper herrschen, wurden daher in aller Regel von Gleichheitsvorstellungen ganz selbstverständlich zunächst ausgeschlossen. Zu ihnen gehörten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und auch im weiteren Verlauf beispielsweise die Frauen und auch die People of Color. Demokratie war zunächst eng mit Vorstellungen von Whiteness und Männlichkeit verbunden, und in den USA sieht

man das besonders deutlich, mit weißer Männlichkeit. Der Körper sorgte dabei für die Self-Evidence von Herrschaftslegitimation.

Für die für Demokratie so wichtige Individualisierung mussten wesentlich die Körper als individualisiert angesehen werden, als singuläre Objekte, denen Würde und ein gewisser Schutz zusteht. Das ist eine zentrale Wurzel für die Demokratie. Dafür war die Herausbildung eines modernen Subjektverständnisses notwendig, und dieses war eng an eine Neukonzeption des Körpers gebunden, nämlich die Vorstellung von einem unabhängigen, selbstbestimmten, rational agierenden Menschen, der autonom über seinen Körper herrscht, der Eigentümer sein kann und Verträge abschließen kann.

(Folie 5)

Die Politikwissenschaftlerin Linda Zerilli spricht von „Fantasies of sovereignty and rationality“. Die grundlegende Idee des Gesellschaftsvertrags setzt das autonome männliche Subjekt voraus. Grundlegend für alle Konzepte von Demokratie ist also diese Idee des Gesellschaftsvertrags. Auch hier wird noch mal deutlich, warum Demokratie oder auch Selbstregierung, wie man im deutschen Sprachraum sagte, so lange eng mit Männlichkeit verbunden war, denn Frauen hatten nur sehr eingeschränkte Eigentumsrechte, und ihre Herrschaft über ihren Körper wurde ihnen nur sehr partiell zugestanden. Wissenschaftliche Erkenntnisse des 19. Jahrhunderts zeigen, dass Frauen – im Gegenteil – ihrem Körper unterworfen waren.

Wichtig ist hier auch: Der Schutz des Körpers war eng mit diesen Eigentumsvorstellungen verbunden. Das erklärt, warum Menschenrechte und Eigentumsrechte so eng zusammengebunden waren und sehr oft zusammenkamen. In den Menschenrechtskatalogen spielt das Eigentum immer eine wichtige Rolle. Das grundsätzlichste Recht auf

Eigentum ist das Recht auf die Unversehrtheit des eigenen Körpers, eng verbunden mit dem Schutz vor Sklaverei und vor willkürlichen Verhaftungen.

Ich komme zu meinem zweiten Punkt, zur Statistik, Körper und Disziplinierung. Das Revolutionäre an der modernen Demokratie, wie sie um 1800 in der ausgehenden Aufklärung entstand, ist, dass alle gleich sind. Nicht nur wenige, wie wir das etwa in antiken Demokratien haben oder in Stadtrepubliken, sondern es gibt diesen prinzipiellen Anspruch auf Gleichheit für alle. Wir wissen, dass es noch sehr lange gedauert hat, bis sich diese Idee tatsächlich auf alle Menschen bezog. Aber es kommt durch diesen Anspruch zu einem Paradox, nämlich zur Bedeutung der Individualisierung, und das passiert dann in der Masse, also der Masse der wertgeschätzten, der würdigen Individuen. Ich denke, dass das eines der Grundprobleme moderner Demokratien ist.

Die Statistik nun wurde zum wegweisenden Instrument im Umgang mit diesem Paradox. Moderne Herrschaftspraxis musste einerseits das Individuum in den Blick nehmen, andererseits aber wegen der Gleichheitsforderungen die Individuen in einer bisher kaum vorstellbaren Masse erfassen. Die großflächigen bevölkerungsreichen Territorialstaaten des 19. Jahrhunderts schienen nur noch in Zahlen fassbar und über Statistik integrierbar.

(Folie 6)

Die Historikerin Mary Poovey schreibt dazu:

“Numbers had begun to play a prominent role in producing both a single ‘imagined community’ and the government apparatus by which this national community could be governed”.

Und nicht zufälligerweise ist das 19. Jahrhundert sowohl das Jahrhundert der Emanzipation, wie

Osterhammel es nennt, als auch zugleich das Jahrhundert des Zählens und des Messens. Osterhammel schreibt:

„Erst jetzt steigerte sich die Idee der Aufklärung, die Welt vollständig beschreiben und taxonomisch ordnen zu können, zum Glauben an die wahrheiterschließende Kraft der Zahl“.

(Folie 7)

Für Demokratie wurde Statistik zum unverzichtbaren Instrument. Die revolutionäre Idee, die Herrschaft über Mehrheiten zu legitimieren und über Mehrheiten Lösungen zu finden, das ist wirklich ein interessantes Konzept, grundlegend für unsere Demokratie, aber alles andere als selbstverständlich. Das hat zunächst große Empörung vor allem unter den Konservativen hervorgerufen.

(Folie 8, 9)

Ich will hier nur beispielhaft Statistiken bringen, aber auch Wahlregistaturen, um zu zeigen, wie grundlegend das Zählen für Wahlen gewesen ist, um dann über diese rationale Technik zu politischen Lösungen zu kommen.

(Folie 10)

Ich komme zum dritten Punkt, zur Massenpolitisierung bzw. Demokratisierung, wo diese Disziplinierung und Freiheit zusammenkommen. Das ist einer der interessantesten Aspekte der Demokratiegeschichte.

Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts sehen wir eine für die Demokratisierung entscheidende Zeit. Es ist die Zeit der Massenpolitisierung, wie das gemeinhin genannt wird, der Inklusion von allen zunächst ins Wahlsystem, von allen Männern in vielen Ländern. In dieser Zeit werden aber auch die Frauenbewegungen laut und auch sie werden zu einem Massenphänomen. In dieser Zeit geht die Selbstverständlichkeit verloren, dass mit „alle“ nur die weißen Männer gemeint waren.

Hier werden die beiden Seiten der Demokratisierung deutlich: Disziplinierung einerseits und Selbstregierung durch körperliche Autonomie.

Rudolf Virchow hatte schon 1848 erklärt:

„Der demokratische Staat will das Wohlsein aller Staatsbürger, denn er erkennt die gleiche Berechtigung Aller an [...]“.

Die Bedingungen des Wohlseins sind aber Gesundheit und Bildung, und die Aufgabe des Staats ist es daher, die Mittel zur Erhaltung und Vermehrung der Gesundheit und Bildung [...] zu gewähren.“

Ich finde dieses Zitat großartig, auch weil es so aktuell ist.

Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts war für Virchow und auch für viele seiner Hygienikerkollegen wie Paul Albrecht Börner die Zeit gekommen, diese Träume von der revolutionären [...] Jahrhundertmitte in die Tat umzusetzen. Tatsächlich sehen wir in dieser Zeit eine hygienische Revolution, wie das von Hygienehistorikerinnen genannt wird. Reformer und Reformerinnen in dieser Zeit dachten in großen Zusammenhängen. Seit den 1880er Jahren wurden Vorstellungen von der Gesundheit aller, von Selbsttätigkeit und von Selbstverantwortung des freien Bürgers als Einheit gedacht.

Mit diesen Lehren haben Hygieniker wesentlich zu einem demokratischen Subjektverständnis beigetragen. Darauf hat die Politikwissenschaftlerin Gundula Ludwig aufmerksam gemacht.

Der Berliner Arzt Friedrich Rubinstein erklärte etwa 1893, es muss in der Medizin um das Prinzip der Gleichberechtigung aller und die individuelle Selbstständigkeit gehen. Körperliche Selbstständigkeit mit Vorstellungen davon, wie die Hygiene richtig zu funktionieren hat, wird eng verbunden mit demokratischer und partizipativer Selbstständigkeit.

Es lohnt sich, einen genaueren Blick auf diese Zusammenhänge zu werfen, denn sie können

exemplarisch veranschaulichen, wie die Vermessung und die Sorge um den Körper die Masseninklusion und Prozesse der Demokratisierung befördert haben.

(Folie 11)

Ein Großteil der reformerischen Energie wurde dabei auf die Wohnungsfrage verwendet. Wichtig war dabei neben vielen Reformen, die in diesem Bereich passieren, dass es eine neue Fototechnik mit Blitzlichtpulver gab, die ermöglichte, dass nun in geschlossenen Räumen die düstere Situation eingefangen werden konnte und dass dadurch den Bürgern regelrecht vor Augen geführt wurde, wie die Menschen in Armut leben, ihre Mitmenschen, von denen sie sonst wenig mitbekamen.

Jacob Riis nutzte diese in Potsdam entwickelte Technik. Wir kennen wahrscheinlich alle diese Bilder aus New York City.

(Folie 12, 13)

Wir kennen die gleichen Bilder auch aus Glasgow, aus Großbritannien, und natürlich auch aus Berlin.

Man darf dabei nicht denken, dass diese Zeit besonders schlimm gewesen ist, dass die Wohnungsnot besonders schrecklich geworden ist. Ganz im Gegenteil, um 1900 wird sie sogar besser, aber diese Fototechnik hat diese Armut und die Wohnverhältnisse skandalisiert.

Die Bilder vom geschundenen Körper dienten schon seit der Aufklärung dazu, Mitleid zu wecken und Reformen zu befeuern. Bilder spielen dabei eine wichtige Rolle, und die Fototechnik hat da ganz neue Dimensionen eröffnet.

(Folie 14)

Die Skandalisierung nicht zuletzt durch Bilder trug zur Verbesserung der Verhältnisse um 1900 bei. Die meisten Reformen aber bargen die Idee, die Armen selbst zu ermächtigen. Die Settlement-

Bewegung ist hier zu erwähnen, die auch nach Deutschland kommt. Sie wird beispielsweise 1901 von dem Pfarrer Walter Classen aufgegriffen, der in Hamburg das Volksheim gegründet hat.

Die Reformen trugen dazu bei, die soziale Lage der Bevölkerung vor dem Ersten Weltkrieg wesentlich zu verbessern. Sehr erfolgreich war etwa der Kampf gegen Kindersterblichkeit, die massiv sinkt. Die Nahrung wird wesentlich besser, die Wohnung wird wie gesagt besser. Hungersnöte, die es bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts gegeben hat, sind mittlerweile vollkommen undenkbar geworden.

(Folie 15)

Die Zeit der zunehmenden körperlichen Würdigung, in der Menschen zunehmend besser leben können, wird oder ist zugleich eine Zeit der starken Disziplinierung. Das geht Hand in Hand mit einer Hochzeit der Statistik. Überall werden sozialwissenschaftliche Studien angestellt, um die Massen zu verstehen, um staatliche Maßnahmen ergreifen zu können: in England ganz prominent Beatrice Webb und Charles Bruce etwa, in Deutschland Virchow und Max Weber, um nur einige Beispiele zu nennen.

Übrigens: Wenn wir die Geschichte des Sozialstaates und der Reformen in der Demokratiegeschichte einbeziehen und für das 19. Jahrhundert nicht nur auf die Revolution fixiert bleiben, dann tauchen plötzlich auch Frauen auf.

Die Zeit um 1900 ist also eine Zeit der Demokratisierung. Das Wahlrecht wird in vielen Ländern ausgebreitet, Verfassungen werden installiert oder liberalisiert. Die Rechte des Parlamentes breiten sich aus, und das ist auch die Zeit – und das gehört unmittelbar zusammen – eines beginnenden Sozialstaates. Es ist auch die Zeit obrigkeits-

staatlicher Eingriffe. Dazu gehört etwa die Reglementierung des Marktes, etwa durch Arbeitsschutzmaßnahmen, die Beschränkung der Arbeitszeit per Gesetz auf zehn Stunden oder Sonntagsruhe, und das natürlich ganz entscheidend, wenn wir von der Würde des Menschen, von der Würde des Körpers reden.

Die Reglementierung der Individuen spielt eine ganz wichtige Rolle, und die Impfpflicht war eines von vielen Elementen, die in dieser Zeit wichtig sind.

Ich kann hier nur kurz auf die dunklen Zeiten dieser Zeit hinweisen: Die Rassenhygiene gewinnt an Fahrt. Die Eugenik wird immer wichtiger, in den USA wird sie zu einer zentralen Wissenschaft. Und auf verstörende Weise gehört all das zusammen in der Demokratiegeschichte. Ich hoffe, dass wir darauf in der Diskussion noch zu sprechen kommen.

In der Statistik sehen wir, dass die Vermessung des Körpers unverzichtbar für die Demokratie ist. Wir haben das schon gesehen, wenn wir Stimmen zählen beim Wahlrecht. So ist das auch, wenn es um die Individualisierung geht, um die Würde des Körpers, dass man Statistiken anstellt: Wie viel brauchen die Menschen? Wie leben die Menschen? Wie kann man ihnen helfen?

(Folie 16)

Und es dient der Disziplinierung, aber es dient eben auch, und darauf macht eine sehr breite, großartige historische Erforschung zur Statistik aufmerksam, und ich nenne hier das Zitat von Kathrin Levitan: Statistik trage „dazu bei, einen Überwachungsstaat zu schaffen, doch half sie zugleich den Menschen, ihre Identität und ihre Macht zu behaupten“.

Zum Schluss noch mal ein Hinweis, wo diese Ideen von Disziplinierung des Körpers, aber auch

von Individualisierung und Würdigung des Körpers sehr schön zusammenkommen: Das zeigt sich beispielhaft an der Wahlpraxis, die um 1900 – auch das passiert weltweit – reformiert wird. Bis um 1900 wird die Wahltechnik eingeführt, die bis heute in den meisten Demokratien gültig ist und die geheime Wahl garantiert. Geheime Wahl ist relativ schwierig, das musste in allen Ländern ausführlich erklärt werden mit der Einführung der neuen Wahlpraxen.

Sie sehen hier ein Beispiel aus den USA. Es muss erklärt werden: Wo geht der Mann rein, wo bekommt er den Stimmzettel, wo geht er wieder raus? Teilweise werden minutengenaue Angaben gemacht. Das spielt auch in den Reformpapieren zur Wahlpraxis eine wichtige Rolle, die Disziplinierung des Körpers. Sie sehen hier noch ein Beispiel aus New York und hier ein Beispiel aus Berlin. Die Angabe, wie der Mann sich genau im Wahllokal zu verhalten habe, damit seine Stimme tatsächlich geheim ist, und das heißt eben auch, damit tatsächlich seine individuelle Stimme gezählt werden kann, das gehört eng zusammen.

Hier noch mal die Erklärung für die geheime Wahl aus Berlin: Wo hat der Wähler das Wahllokal zu betreten, wo bekommt er den Stimmzettel, wo muss er wieder rausgehen? Hier noch mal das Gleiche aus Dänemark.

Ich mache das hier als letztes Bild.

Die Disziplinierung des Körpers ist entscheidend, um den Menschen als Individuum zu erfassen, um ihn zählen zu können, um zum einen die Herrschaft der Mehrheit durchsetzen zu können, um die einzelne Stimme zählen zu können, und dazu gehört auch, um dem einzelnen Körper das Leben in Würde ermöglichen zu können.

In dieser Zeit eben sehen wir auch diese Schattenseiten: die Disziplinierung, das Problematische dieser Integrationsprozesse, die die Vermessung

des Körpers sehr stark immer wieder zu Exklusion geführt hat, wie wir das etwa bei der Sozialhygiene sehen oder bei der Eugenik, oder eben auch bei dieser Zeit. Es ist kein Zufall, dass das auch die Zeit des aufblühenden Rassismus und die Zeit des Antisemitismus ist.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

Kerstin Schlögl-Flierl

Vielen Dank, Frau Richter, für diesen sehr instruktiven Vortrag, der uns das Thema noch mal ganz anders aufgeblättert hat.

Bis 11.45 Uhr ist nun Pause. Alle können in den 15 Minuten Kaffeepause nun überlegen. Sie können Fragen stellen über Slido. Wir freuen uns über die Fragen, denn wir haben nach der Kaffeepause 45 Minuten Zeit, um Ihre Fragen zu diskutieren. Also benutzen Sie Slido oder networken Sie auf Trember.

Wir sehen uns nach der Kaffeepause und ich freue mich auf unsere Viererfrauenrunde. Den meisten ist schon aufgefallen [lacht]: Der Vormittag war rein weiblich. Frau Richter hat gesagt: Da tauchen plötzlich die Frauen auf. Jetzt sind sie da. Bis nachher.

Diskussion

Moderation: Kerstin Schlögl-Flierl · Mitglied des Deutschen Ethikrates

Wir haben nun 45 Minuten Zeit, zu diesem Thema zu diskutieren. Erst machen wir das auf dem Podium, also mit den zwei Referentinnen und der Referentin im Zoom, und dann freuen wir uns auf Ihre Fragen. Es sind schon einige bei uns eingetroffen, aber bitte machen Sie weiter mit den Fragestellungen. Wir möchten gemeinsam zum Thema Selbstvermessung in den Dialog kommen.

Eine Frage, die ich gern an alle drei Referentinnen stellen würde, lautet: In welchem Anwendungs-

bereich sehen Sie das größte Potenzial von Selbstvermessung? Und wo haben Sie die größten Bedenken bei der Anwendung von Selbstvermessungstechniken? Also Chancen und Risiken. Ich würde das Wort zuerst Frau Wild übergeben.

Verina Wild · Medizinethikerin

Das ist eine sehr gute Frage. Ich glaube, ich habe die Grenzen und Risiken in meinem Vortrag schon relativ ausführlich beschrieben, sodass ich jetzt eher Chancen hervorheben würde.

Wir haben in unserer Forschung gesehen, dass es im Bereich von Diabetes große Chancen gibt mit den Sensoren, mit der dauerhaften Messung des Blutzuckers. Da berichten sowohl die Menschen mit Diabetes als auch die Ärztinnen und Ärzte, dass es das Feld eigentlich revolutioniert hat, dass die Diabetes-Behandlung so viel einfacher geworden ist dadurch, dass die Patientinnen und Patienten oder Menschen mit Diabetes das jetzt selbstständiger, besser verfolgen können und auch besser verstehen, wie Ernährung und Blutzucker miteinander zusammenhängen.

Ein anderer Bereich könnte sich im Bereich von Klima ergeben, wenn zum Beispiel eine App einem sagt, wo die Pollendichte, der Pollenflug besonders stark ist oder vielleicht die Luftqualität besonders schlecht ist oder Ähnliches. Also eher auf diesen Populationsfragen, auch Public-Health-Fragen, Pandemiefragen, da sehe ich großes Potenzial, was diese mobilen Technologien angeht, die jeder bei sich führt und dann sofort informiert sein kann. Das sind Bereiche, die mit Krankheitsmanagement oder Gesundheitsaufklärung für die Bevölkerung oder so ähnlich zu tun haben. Da sehe ich ein sehr großes Potenzial für diese Technologien.

Kerstin Schlögl-Flierl

Vielen Dank für die Antwort. Wir haben im Ethikrat Stephan Kruij, der heute Nachmittag auf

dem Podium sitzt und der das Potenzial der Diabetes-Messung ganz positiv macht. Von dem her können wir dann in den Nachmittag überleiten.

Nun würde ich Sie, Frau Röcke, bitten, auf die Frage zu antworten, Chancen wie Grenzen.

Anja Röcke · Sozialwissenschaftlerin

Ich würde das ähnlich sehen für die positive Seite, also dass man im Bereich Prävention und Gesundheitsvorsorge ganz klare Chancen hat, auch in der Vermessung, Generierung von Daten über den Körper, auch eine selbstbestimmte Erkenntnis über den Körper zu generieren. Das ist ein klares Potenzial.

Auf der negativen Seite sehe ich einmal das Problem, was ich auch im Vortrag genannt habe, von Überwachung und Kontrolle, also die Frage: Was passiert mit diesen Daten, die erhoben werden? Wer hat darauf Zugriff? Wie werden die weiterverwendet, vielleicht auch für Marktzwecke etc.?

Und auch dieser krankmachende Druck, der ja auch zum Teil in den Vorträgen erwähnt wurde, also dass man über die Selbstvermessung in eine Schleife reinkommt, in einen Druck, sich vermessen zu wollen und zu müssen, oder vom Wollen zum Müssen überzutreten.

Kerstin Schlögl-Flierl

Also das Changieren zwischen: Man will es, und irgendwann wird es zum Zwang.

Anja Röcke

Ja.

Kerstin Schlögl-Flierl

Vielen Dank für die Antwort.

Ich würde dann gern an Sie, Frau Richter, abgeben. Auch an Sie die Frage: Chancen wie Grenzen, was würden Sie aus Ihrer Fachrichtung dazu beitragen wollen?

Hedwig Richter · Historikerin

Ich habe das sehr viel weiter gemacht und würde zwei Punkte starkmachen. Zum einen: Ich habe vor allem auf die Selbstvermessung der Gesellschaft geschaut.

Kurzer Hinweis: Der Mehrheitswille ist in gewisser Weise die Grundlage unserer Demokratie, aber der hat natürlich – auch in einem Rechtsstaat und in einer liberalen Demokratie kennt das Zählen der Mehrheiten seine Grenzen. Die Mehrheit kann nicht alles bestimmen, sondern die vielen Institutionen, Checks and Balances, die Machtbalance, die wir haben, zum Beispiel das Parlament und die Verfassung, grenzen das stark ein. Da sehen wir schon die Chancen, aber auch das Problematische.

Dann würde ich wie Anja Röcke auf den Datenschutz eingehen. Was bedeutet es, wenn der Staat sehr viel erfassen kann, wenn der Staat sehr viel erfasst für zum Beispiel die Gesundheit, die ja auf jeden Fall ganz zentral ist, wenn wir in einer Demokratie leben. Und natürlich gibt es da Gefahren, aber ich denke, dass, solange wir in einem Rechtsstaat sind – also dass die entscheidende Frage ist: Leben wir innerhalb eines Rechtsstaates? Haben wir einen potenten Staat, der sich an das Recht gebunden fühlt und der dann, wenn ihm diese Daten zukommen, verantwortungsvoll damit umgeht?

Es ist ein entscheidender Unterschied, ob wir in einer Diktatur leben wie in der DDR, wo unwahrscheinlich viele Daten gesammelt werden, die aber gegen die Menschen ausgespielt werden, nur zum Nutzen des Regimes, oder ob Daten gesammelt werden innerhalb eines Rechtsstaates.

Kerstin Schlögl-Flierl

Vielen Dank. Da sieht man schon die Frage von Fremdnutz und Eigennutz, nach Autonomie und

Heteronomie, also die Ambivalenz, die die Frage nach der Vermessung auch ist.

Ich habe viele Fragen von Zuschauerinnen und Zuschauern bekommen und würde die an Einzelne adressiert auch stellen wollen. Beginnen möchte ich mit Frau Röcke. Eine Frage ist speziell an Sie. Ich lese sie vor:

Wieso eigentlich Selbstoptimierung? Ist das nicht ein total problematisches Konzept? Vor allem wenn Sie über *Mehrwert* sprechen. Ableistisch, entmenschlichend.

Frau Röcke, wie stehen Sie dazu?

Anja Röcke

Vielen Dank für die Frage. Zunächst einmal ist ja Selbstoptimierung keine Erfindung von mir, sondern ein Begriff, der in der Gesellschaft vorhanden ist, der verwendet wird, der sich, wie man auch zeigen kann, in den letzten Jahren zunehmend verbreitet hat und auch von den Medien gerne aufgegriffen wurde und von den Menschen verwendet wird, auch zur Selbstbeschreibung oder zur Beschreibung von irgendwelchen Praktiken. Also zum einen: Den Begriff gibt es, der ist in der Welt.

Zum anderen halte ich ihn auch für einen passenden Begriff, um bestimmte Praktiken zu beschreiben oder zu analysieren, die da sind, also bestimmte Logiken zum Ausdruck zu bringen, von denen wir eben schon gehört haben: dass beispielsweise in der Selbstvermessung Leute versuchen, immer besser zu werden, noch mehr herauszuholen, mit dem Ergebnis nicht zufrieden sind, und dieser Begriff der Selbstoptimierung drückt genau das aus, und eben nicht normativ, sondern der Sache nach.

Das ist ein Prozessbegriff, der beschreibt, dass es kein Optimum gibt bzw. immer nur zeitweise Optima, die dann wieder überschritten werden können, und dass es ein [...]grenzter Prozess ist und

dass es darin auch darum geht, Mehrwert zu generieren, also eine Form von Leistung zu generieren, um sich im gesellschaftlichen Konkurrenzkampf durchzusetzen, beispielsweise um Anerkennung von Dritten zu erfahren.

Insofern soll das bitte nicht normativ verstanden werden, dass ich das irgendwie gut finde oder so, sondern der Begriff ist da und er ist, wie ich finde, ein passender Begriff, um der Sache nach bestimmte Praktiken und Ideen zu beschreiben, die einfach in unserer Gesellschaft da sind und die wir auch nicht wegzaubern können.

Kerstin Schlögl-Flierl

Vielen Dank für die Antwort. Das zeigt auch die Aufgabe der Sozialwissenschaften, die Praxis in der Gesellschaft einzufangen, und da passt Selbstoptimierung, und die normative Frage, ob gut, schlecht, richtig, falsch, ist dann eine Frage der Normwissenschaften. Man muss da immer im Dialog bleiben, aber völlig klar, Sie fangen ein.

Nun eine Frage an Frau Wild. Judith Butlers Konzept der Vulnerability meint eine relationale Vulnerabilität. Sie vertreten eher eine individualistische, meint die Zuschauerin, der Zuschauer. Wie stehen Sie dazu?

Verina Wild

Ja, danke. Dann muss ich doch ein bisschen ausholen zur Begriffsgeschichte der Vulnerabilität, wie wir sie in der Bioethik diskutiert haben, um klarzumachen, dass das Verständnis von Vulnerabilität bei mir eigentlich gar nicht so individualistisch ist.

Vulnerabilität ist eigentlich als Konzept entstanden nach Forschungsskandalen an Menschen, also als Menschen missbraucht wurden in Forschung und klar war, man muss immer die informierte Einwilligung von Forschungsteilnehmenden einholen. Dann stellte sich aber raus: Manche

sind gar nicht einwilligungsfähig. Jemand mit einer schweren Demenz zum Beispiel kann gar nicht einwilligen, trotzdem brauchen wir Forschung in diesem Bereich. Dann war also klar: Es gibt vulnerable Gruppen, die nicht einwilligungsfähig sind.

Das hat sich ein bisschen etabliert, Gruppen zu identifizieren, die vulnerabel sind. Das wurde dann wiederum kritisiert, zum Beispiel von Florencia Luna, die sagte: „Layers not labels“, also wir dürfen die nicht so labeln als vulnerable Gruppen, das diskriminiert die Gruppen und lässt sie in einem – also ist nicht spezifisch genug, lässt Menschen auch in so eine Opferrolle geraten, auch stigmatisierte Rolle. Zum Beispiel wurden dann schwangere Frauen gelabelt als vulnerabel. Die sind ja gar nicht per se vulnerabel. Also sind wir von diesem Labeln weggekommen.

Dann gibt es tolle feministische Literatur von Mackenzie, Dodds und Rogers, die den Begriff der Vulnerabilität noch mal für die Bioethik erklärt haben, und ich finde das sehr gut, was sie gemacht haben. Sie haben gesagt: Es gibt eine individuelle Vulnerabilität, die wir Menschen alle haben, weil wir aus Fleisch und Blut sind und verletzlich sind. Aber sie haben darauf hingewiesen, dass die Situation das Entscheidende ist. Die Situation und der Kontext ist das, was jemanden verletzlich macht. Und diese situative Vulnerabilität ist eigentlich das Spannende.

In meiner Arbeit oder mit meinen Forschungsgruppen, wo wir uns insbesondere zu Gerechtigkeit und Vulnerabilität mit diesen Begriffen oder Konzepten beschäftigen, versuchen wir genau auf das rauszukommen, was ich heute auch in dem Vortrag gesagt habe. Da habe ich mich auf Literatur von Samuel Herson [?] und anderen bezogen: Was macht denn vulnerabel? Und dieses „was macht vulnerabel?“ lenkt den Fokus weg vom Individuum, sondern auf die Bedingungen,

die Umgebung, die Beziehungen, das Relationale, in dem jemand sich aufhält, und je nachdem, wie diese Bedingungen, die Situation, die Beziehungen sind, ist jemand mehr oder weniger vulnerabel. Und darauf müssen wir den Blick lenken.

Deshalb ist das gar nicht so individualistisch, mein Verständnis, und dann kann man auch besser die Punkte finden, die diese Person besonders schutzbedürftig machen (da kommt wieder das Individuum mit rein) und welche Maßnahmen getroffen werden können, um die Person, aber auch die Gesellschaft zum Beispiel zu schützen, wenn moralisch relevante Interessen bedroht sind. Also das changiert zwischen Individuum und Gesellschaft bei mir, mein Verständnis von Vulnerabilität. Ich hoffe, dass ich das so noch ein bisschen besser erklären und auch in die Literatur einordnen konnte.

Kerstin Schlögl-Flierl

Danke, Frau Wild, das ist ja auch genau eine Frage, die uns jetzt in der Pandemiebewältigung beschäftigt: Was sind vulnerable Gruppen? Wodurch werden sie zu vulnerablen Gruppen überhaupt gemacht und wie können wir ihnen helfen, diese Vulnerabilität zu beherrschen? Also diese situative Vulnerabilität haben wir ja auch gut gelernt in der Pandemie.

Frau Richter, auch an Sie gab es einige Fragen aus dem Publikum. Ich würde gern zwei Fragen zusammenfassen. Die erste Frage lautet: Wie passen medizinische Pseudo, Pseudo in Klammern, Wissenschaften wie Phrenologie in die Geschichte der Körpervermessung? Also: Wie passen medizinische (Pseudo-)Wissenschaften wie Phrenologie in die Geschichte der Körpervermessung?

Und die zweite Frage: Gab es bei der historischen, individualisierten Erfassung Schrägstrich Zählung bereits Sorgen um Datenerfassung und Datenschutz?

Zwei Fragen noch mal an Sie, die zeigen: Sie sind interessiert an Ihren Ergebnissen.

Hedwig Richter

Vielen Dank für die Fragen.

Diese Pseudo-Wissenschaften gehören zu dieser hochambivalenten Geschichte des Körpers in der Demokratie. Ich will hier nur noch mal den Rassismus aufgreifen, der in dieser großen Zeit des Aufbruchs in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg – das ist eine Zeit der Inklusion, eine Zeit der Demokratisierung, mehr und mehr Menschen erkennen sich als gleiche. Das ist die Zeit, in der die Arbeiterbewegung stark wird. Ich hatte schon die Frauenbewegung genannt. Und das ist eben die Zeit, in der diese Inklusion ganz stark zur Exklusion führt. Also die gemeinschaftliche Selbstbeschreibung oder die Selbstbeschreibungen funktionieren ganz stark über Exklusion. Ich nenne nur das Beispiel der Menschenzoos. Da kommen in den europäischen, in den nordamerikanischen Ländern die weißen Menschen zusammen und fühlen sich noch stärker als Gemeinschaft. Sie haben schon zu großen Teilen, die Männer, ein gleiches Wahlrecht. Da sind sie schon an einer entscheidenden Stelle gleich, und dann können sie sich noch mal als gleich identifizieren in Abgrenzung zu den anderen.

Die Vermessung, die ich gezeigt habe, die sehr oft für soziale Reformen genutzt wurde, für mehr Gleichheit, für mehr Gerechtigkeit, ist ein wichtiger Teil des Rassismus, wo man beispielsweise anfängt, Rassen zu vermessen. Das ist natürlich pseudowissenschaftlich. Es ist ganz wichtig, das mit im Blick zu haben, dass Demokratie auch immer diese Versuchungen hat, dass es diese dunkle Seite in der Geschichte gibt.

Ich würde optimistisch sagen: In liberalen Demokratien haben wir sehr viel aus dieser Geschichte gelernt und haben viele Institutionen eingeführt,

um damit besser umgehen zu können, vor diesen Gefahren besser gefeit zu sein.

Die Frage nach dem Datenschutz, die gab es tatsächlich auch schon. Beim preußischen Dreiklassenwahlrecht, wo das Wahlrecht wesentlich über die Steuer bestimmt wurde (anders als beim egalitären Reichstagswahlrecht), da gab es immer wieder Beschwerden, weil die Männer erst mal ihr Steuereinkommen offenlegen mussten. Aber das war in keinsten Weise vergleichbar mit den Bedenken, die man heute hat. Prinzipiell gab es da so ein Vertrauen, aber auch einfach der Obrigkeitsstaat, der in Deutschland besonders ausgeprägt, der die Menschen dazu gebracht hat, dass sie das relativ problemlos gemacht haben. Aber wir sehen auf jeden Fall schon die Anfänge eines Bewusstseins für Datenschutz.

Kerstin Schlögl-Flierl

Vielen Dank. Man sieht, der Datenschutz interessiert uns von Anfang an.

Frau Röcke, hier wurde eine Zuschauerfrage direkt an Sie gerichtet: Welches Datenmaterial haben Sie untersucht? Und auf welcher Basis kommen Sie zur Anwendung [...] Selbstvermessung und schließen auf Entwicklungen? Es wird noch mal die methodische Rückfrage gestellt.

Anja Röcke

Vielen Dank. Der Rahmen meines Vortrags ist das Buch, das ich geschrieben habe, zur Soziologie der Selbstoptimierung, wo ich eine vorwiegend theoretische und historische Analyse von Selbstoptimierung durchgeführt habe und wo Selbstvermessung als ein möglicher Anwendungsfall diskutiert wird.

Ich habe mich auf bestehende Studien bezogen, um die Ebene der Praktiken und die Frage, wie verbreitet eigentlich dieses Phänomen ist, mit einzubeziehen. Ich habe also nicht selber Daten erhoben, sondern Sekundär-, vorhandene Studien

berücksichtigt. Die Zahlen, die ich in dem Vortrag genannt habe, die ich beispielsweise zur Verbreitung der Wearables genannt habe, basieren auch auf publizierten Studien, also öffentlich verfügbarem Material.

Was war der zweite Teil der Frage? Wo kommen die Daten her?

Kerstin Schlögl-Flierl

Und schließen auf Entwicklungen.

Anja Röcke

Ach so. Das wurde im Balkendiagramm als steigende Entwicklung dargestellt. Das sind vorhandene Quellen, die diese Entwicklung aufzeigen.

Kerstin Schlögl-Flierl

Wir sind alle sehr gespannt auf Ihr Buch.

Ich habe jetzt eine Frage, die sich eher an Frau Wild richtet. Herr Kruip aus dem Deutschen Ethikrat hat sie gestellt. Seine Frage lautet: Wie sehen Sie das Potenzial der Selbstvermessung als Voraussetzung für Telemedizin? Ist es eventuell riskant, ärztliche Intervention auf solche Daten zu stützen?

Verina Wild

Da sehe ich großes Potenzial. Ich glaube, dass das sehr sinnvoll eingesetzt werden kann, wenn die Patientinnen und Patienten zu Hause Daten sammeln und das dann telemedizinisch an Ärztinnen und Ärzte übertragen und dann auch Behandlungsentscheidungen getroffen werden können. Ethische Probleme fallen mir nicht primär ins Auge, sondern was mir ins Auge fällt: Da ist Interoperabilität von Systemen oder wie kommen die Daten genau zum Arzt? Und wenn die Patientinnen und Patienten unterschiedliche Apps benutzen, das ist diese Interoperabilität, kann der Arzt das auf der anderen Seite tatsächlich alles lesen? Hat er die richtige Technologie? Da gibt es

große Schwierigkeiten. Da gibt es also eher technische, logistische, infrastrukturelle Probleme, um dann gute Behandlungsentscheidungen zu treffen.

Von der ethischen Dimension her würde ich da als Erstes an Datenschutz denken. Das muss natürlich gut abgesichert sein. Da gibt es nie hundertprozentige Sicherheit, so viel wissen wir. Es kann immer zu irgendwelchen Hacks oder so kommen. Da muss man natürlich darauf achten, dass das gut geschützt ist. Das sind Patientendaten, das sind so intime Daten, die nicht an die Außenwelt dringen dürfen. Darauf müssen sich Patientinnen und Patienten verlassen können, damit sie in diesen Behandlungsvertrag eintreten.

Das wären die Bereiche, an die ich zuerst denken würde.

Kerstin Schlögl-Flierl

Ja, das ist die medizinische, medizinethische Sichtweise auf das Thema.

Verina Wild

Noch ein kurzer Zusatz. Es gibt, das haben wir in unseren Interviews gesehen, Patientinnen und Patienten, die damit ganz gut klarkommen und das gut in ihren Alltag integrieren können und das wunderbar messen können.

Es gibt aber manche, die sind dann so akribisch darauf fokussiert, dass die Daten gut sein müssen. Das belastet die Patientinnen und Patienten dann eigentlich noch mehr, als wenn ab und zu mal eine Messung in der Arztpraxis stattfindet, und da die Patientinnen und Patienten wieder rauszulösen und zu sagen: Es ist gar nicht so schlimm und es gibt Normvarianzen und alles ist in Ordnung, das ist sehr schwierig, wenn diese Daten so visualisiert vor den Augen sind und dann auch Ängste entstehen und Panik: Ist das jetzt richtig oder

nicht? Dann muss da noch mehr Kontakt stattfinden mit den behandelnden Ärzten. Das macht es für manche ein bisschen schwieriger.

Kerstin Schlögl-Flierl

Das ist sehr spannend, weil wir das heute Nachmittag noch mal aufgreifen werden. Heute Nachmittag wird es genau um die Einordnung dieser Daten gehen und wie das gut auch kommuniziert wird. So weit mein kleiner Cliffhanger [lacht] zu dem Video, das heute Nachmittag hier auch seinen Platz haben wird.

Frau Röcke, Frau Richter, möchten Sie auf diese Frage noch antworten?

Anja Röcke

Ich habe dem eigentlich nichts hinzuzufügen.

Hedwig Richter

Ich würde mich sozusagen der Fachfrau anschließen und sagen: Datenschutz ist natürlich wichtig, aber Demokratie lebt ja wesentlich von Vertrauen, und wenn wir aus Datenschutzgründen viele Techniken, die Menschen zugutekommen, ablehnen, halte ich das für problematisch. Wir sehen das aktuell auch bei der Impfdiskussion.

Demokratien, in denen es kein Vertrauen gibt – das ist ein wesentliches Problem für Demokratien, wenn Teile in der Bevölkerung kein Vertrauen haben. Ich denke, dass das aus historischer Perspektive noch ganz interessant ist. Also Datenschutz nicht absolut setzen, sondern es gibt immer Grenzbereiche, und da würde ich sagen, es ist wichtig, Vertrauen zu generieren, um deswegen auch mit solchen Problemen wie mit Datenschutz konstruktiv umgehen zu können und neue Techniken begrüßen zu können.

Kerstin Schlögl-Flierl

Vielen Dank, Frau Richter. Die Vertrauensfrage ist auch eine der Fragen, die uns in der Pandemie

sehr beschäftigt. Von daher ein kleiner Seiteneinwurf an dieser Stelle.

Ich habe noch eine Frage, die an alle drei Referentinnen geht: Wie könnten gerade bei Jugendlichen negative Folgen wie übertriebene Selbstoptimierung bis hin zur Sucht konkret unterbunden werden? Das schließt an Ihren Vortrag an, Frau Wild, und auch bei Ihnen, Frau Röcke, kommt es vor. Wer möchte beginnen?

Anja Röcke

Ein ganz wichtiger Punkt ist, dass es wirklich Aufklärung und Data Literacy, den Umgang lernen, dass überhaupt in den Schulen ganz viel gelehrt wird im Umgang mit diesen Tech-, also auch mit Smartphones und dieser ganzen digitalen Technologie, dass das noch viel stärker Eingang in den Unterricht findet. Ich habe selber Kinder und meine ältere Tochter ist in der fünften Klasse. Da fängt es jetzt langsam an. Aber man sieht auch, was die für eine Faszination an diesen Smartphones haben, das ist wirklich unglaublich.

Dass man einen guten Umgang damit lernt, das ist die Voraussetzung für alles, auch für einen selbstbewussten und selbstbestimmten Umgang mit Technologien der Selbstvermessung, die damit einhergehen können. Ich denke, da sind die Schulen in der Pflicht. Das muss noch stärker Teil der Curricula werden, um einen selbstbestimmten und selbstbewussten Umgang überhaupt zu ermöglichen und da die Leute entsprechend zu befähigen. Stichwort Empowerment vielleicht wäre ein wichtiger Bereich.

Kerstin Schlögl-Flierl

Frau Röcke plädiert für den erweiterten Schulunterricht, da kann ich mich nur anschließen.

Frau Wild, aus Ihrer Forschung vielleicht auch? Weil Ihre Studie ja auch die Wearables fokussiert. Gibt es da schon erste Daten? Können wir schon etwas erfahren?

Verina Wild

Ich kann da keine ganz fundierte Antwort geben, weil ich selber solche Maßnahmen noch nicht erarbeitet habe und mich noch nicht vertieft damit beschäftigt habe. Ich habe nur gesehen, dass es einen Trend gibt dahin, dass es bei Jugendlichen zunehmend ein Problem ist; ich glaube, so weit kann man es schon sagen.

Ich sehe sehr, dass die Literacy bei den Jugendlichen im Zentrum stehen müsste. Da würde ich auf jeden Fall auch sagen, das ist eine gesellschaftliche Aufgabe, das hier zu leisten. Es gibt so viele Punkte, an denen wir hier ansetzen müssten und müssen, um mit diesen perfektionierten Körpernormen umzugehen, und dass es dann Vulnerabilität gibt bei Jugendlichen, das ist klar, das wissen wir durch die Forschung zu Anorexie. Und diese Exercise Addiction ist teilweise auch überlappend mit Anorexie. Exercise Addiction an sich ist noch keine anerkannte Sucht und noch kein anerkanntes Krankheitsbild. Ich weiß aber, dass Kinderärzte und Jugendärzte schon merken, da ist was im Gange und ich weiß gar nicht, wie ich jetzt auf die Jugendlichen reagieren soll: Ist das schon eine Sucht oder nicht?

Das hat auch ganz viel damit zu tun, dass die Bilder geteilt werden auf Instagram und TikTok usw. und dass das auf das Selbst wirkt, auf das Selbstbild in einer vulnerablen Phase, wo die Jugendlichen dabei sind, ihren Körper zu finden, ihre Identität zu finden, sodass hier tatsächlich sehr viel mehr passieren muss, nicht nur an Aufklärung für Jugendliche in der Schule, sondern auch an öffentlicher Diskussion zum Beispiel, an Diskussion mit Eltern, was können die für eine Rolle übernehmen?, an Möglichkeiten – ja, mit Ärztinnen und Ärzten, vielleicht Kinderärzten zu arbeiten.

Ich glaube, das muss man ganz breit angehen, dieses Thema, und auch die sozialen Ungleichheiten

in den Blick nehmen (das trifft besondere Gruppen noch mal ganz besonders), aber auch die ganze Suchtforschung in den Blick nehmen, die ja Sucht als bio-psycho-soziales Phänomen versteht, also wieder diese vielen komplexen Bedingungen in den Blick nimmt.

Entschuldigung, das war eine lange und unkonkrete Antwort. Aber das ist das Problem: Das ist auch so unkonkret. Aber wir müssen auf jeden Fall die Jugendlichen in den Blick nehmen, was diese Entwicklung mit der Selbstvermessung und mit der Optimierung des Körpers angeht.

Kerstin Schlögl-Flierl

Die ganz konkreten Fragen sind natürlich: Wie viele Workouts in der Woche sind noch maßvoll und wie viele nicht? Das sind die wirklich schwierigen Fragen, definitiv.

Frau Richter, möchten Sie auch darauf antworten?

Hedwig Richter

Ganz kurz: Ich will es unterstreichen, was meine Vorrednerinnen gesagt haben, also einerseits was Anja Röcke gesagt hat, wie entscheidend Bildung ist, aber natürlich auch die Grenzen von Bildung, worauf Verina Wild hingewiesen hat.

Demokratie lebt nicht nur von Vertrauen, sondern auch von der Rationalitätsannahme. Deswegen spielt Bildung eine zentrale Rolle für Demokratie. Dieses Beispiel, was ich gebracht hatte, von der Reformzeit um 1900, von der Hygiene, diese enge Verkopplung, die die Hygieniker hier machen, mit Bildung und Selbstregierung und Selbstaufklärung, das ist ganz entscheidend und wird zu Recht mit Demokratisierungsprozessen verknüpft.

Kerstin Schlögl-Flierl

Vielen Dank. Es gibt noch eine Frage an Sie, Frau Richter: Landläufig gedacht hätte ich hier auch etwas zum Turnvater Jahn erwartet. Lässt er sich

auch in die Demokratisierungshistorie einfügen?
Von Workouts zum Turnvater Jahn, Frau Richter,
schaffen Sie diese Überleitung? [lacht]

Hedwig Richter

Ich denke, dass wir bei Turnvater Jahn und vielen dieser frühen nationalen Bewegungen ganz viel dieser Ambivalenz zwischen Partizipationsgeschichte und Demokratisierungsprozessen sehen. Einerseits hat es zweifellos zur Selbstermächtigung derer, die turnen, geführt. Es ging ja darum, dass die Menschen gesund sind und sich dann auch, ganz aggressiv, selber verteidigen können, gegen den Feind aufstehen können.

Aber es gibt eben auch diese andere Seite der Selbstermächtigung, und hochinteressant ist immer, das aus Geschlechterperspektive zu sehen, dass sich diese Selbstermächtigung lange Zeit nicht nur, aber doch fast ausschließlich auf Männer richtet, deren Frauen eben ihrem Körper unterworfen sind und ihren Gefühlen, ihrem Uterus, ihrer Menstruation und so weiter. Was eben auch mit erklärt, dass wir in Demokratiegeschichte immer erklären müssen, warum das so lange nur eine Geschichte der Männer ist und was da eigentlich die Frauen machen.

Kerstin Schlögl-Flierl

Vielen Dank. Hier sitzen jetzt vier Frauen auf dem Podium; von dem her haben wir uns der Geschichte ermächtigt. [lacht]

Ich habe noch eine Frage unseres Ratskollegen Steffen Augsberg an alle drei. Herr Augsberg ist auch in der Vorbereitungsgruppe. Wir haben ein bisschen mit dem Titel Vermessung und Vermessen gespielt. Seine Frage an Sie ist: Lässt sich der zweite Wortsinn des Vermessenen in der von Ihnen beschriebenen Ambivalenz von autonom und heteronom bzw. Individualisierung in der Masse verorten? Also nicht nur Vermessen als Tätigkeit, sondern etwas vermessen, etwas in die

Hybris Gehendes, was auch im Begriff vermessen steckt.

Wer möchte? – Frau Richter.

Hedwig Richter

Auf jeden Fall. Ich finde es ganz wichtig, dass das mit drin ist, und in der Geschichte sieht man ja, dass das immer zusammen geht: Man fängt an, den Menschen zu vermessen, sie werden gleich, und dann sind aber nur die Weißen gleich oder nur die Männer sind gleich. Diese großen wissenschaftlichen Erkenntnisse werden genutzt, um Rassen zu definieren. Deswegen finde ich es ganz wichtig, dass wir diese Hybris, die da mitspielt, im Blick haben.

Was ich ganz wichtig finde: In den liberalen Demokratien, die wir heute haben, ist es so, dass die sehr stark aus der Geschichte gelernt haben, dass Demokratie auch von ihrer Einschränkung lebt. Demokratie geht nicht von diesem strahlenden Menschenbild aus, dass Menschen fehlerfrei sind, sondern hat viele Mechanismen eingebaut, um mit Fehlern umzugehen. Das finde ich wirklich faszinierend. Demokratie ist ja nicht irgendwie so dieses klare Gebilde: Die Mehrheit regiert, das Volk bestimmt, sondern es besteht aus vielen Komponenten, die teilweise auch verletzlich sind und die aufeinander angewiesen sind. Die verschiedenen Institutionen, Checks and Balances hatte ich schon genannt. Die sind wichtig, nicht zuletzt, um mit dieser Hybris umzugehen, um darum zu wissen und auch, um mit der Fehlerhaftigkeit des Menschen umzugehen.

Kerstin Schlögl-Flierl

Vielen Dank. Frau Röcke?

Anja Röcke

Ja, interessante Frage. Ich würde sogar noch eine dritte Dimension aufmachen, also nicht nur Ver-

messen im Sinne von: Das ist jetzt aber vermessen, sondern vermessen, dass man falsch misst. Das könnte man noch mit hinzunehmen.

Ich denke, das Vermessene in Ihrem Sinne verweist auf die gesellschaftliche, normative Beurteilung dieses Phänomens, die da auf jeden Fall mitschwingt. Insofern macht es Sinn, sich auch begrifflich mit diesem Begriff des Vermessens zu beschäftigen, dass das eben als etwas Vermessenes wahrgenommen wird, wenn es vielleicht zu viel gemacht wird oder in Bezug auf bestimmte Bereiche, die vielleicht doch nicht zu vermessen gehören, aus einer bestimmten vielleicht auch christlichen Perspektive, wo der Körper gar nicht vermessen werden sollte. Diese Dimension spielt auf jeden Fall mit rein in diese normative, ethische Diskussion. Und wie schon gesagt könnte man vielleicht sogar noch mehr Facetten des Sich-Vermessens mit hinzunehmen, nämlich falsch zu messen.

Kerstin Schlögl-Flierl

Vielen Dank, Frau Röcke, also das nicht richtig messen als vermessen. Frau Wild?

Verina Wild

Ich glaube auch, das in den Blick zu nehmen ist wichtig. Aber da würde ich auch erst mal – wenn jemand für sich selbst misst und das für sich als positiv empfindet und sich da vielleicht auch in diese Optimierung hineinarbeitet, ohne dass es negative Effekte hat für die Person oder für die Gesellschaft, warum nicht? Da sollte die individuelle Freiheit bestehen bleiben. Man soll mit den Technologien spielen und rausfinden, was funktioniert bei mir, was macht mir Spaß? Was hilft mir? Da ist die Hybris gar nicht so sehr in meinem Fokus. Ich schaue letztendlich immer darauf, wann fängt es an, auf das Individuum schädlich zu wirken? Und wie können dann Maßnahmen

entwickelt werden, um das vielleicht zu regulieren? Aber dann auch die Normen zu setzen für die Gesellschaft. Wie weit wollen wir da gehen, diese Technologien so als Gesellschaft auch zu akzeptieren? Und wann fängt es an, vielleicht Ungleichheiten zu verstärken oder Ähnliches?

Ich glaube, wir brauchen tatsächlich einen normativen Rahmen, einen ethischen Ausblick, wo soll das eigentlich hingehen? Welche Grenzen wollen wir uns stecken? Da würde ich immer schauen, wann fängt die eigene Freiheit an, dem anderen zu schaden? Wann baue ich so viel Druck für andere auf, dass die sich diesem Druck nicht mehr entziehen können? Das hängt ja zusammen, wenn man das alleine benutzt, auf Social Media teilt und damit auch eine Dynamik lostritt.

Und was ganz wichtig ist, ist, dass wir uns verständigen, und deshalb ist eine Tagung wie die heute, wo verschiedene Perspektiven zusammenkommen, so wichtig. Wir müssen über diese Dinge reden. Die Lösung liegt nicht in der Technologie oder in dem Individuum, das es nutzt, und auch nicht in rechtlichen Regelungen. Wir brauchen diese normative Diskussion als Gesellschaft, um uns auszurichten, um gut miteinander zu leben und gut mit uns selbst zu leben.

Kerstin Schlögl-Flierl

Das ist fast schon ein Schlusswort [lacht].

Ich würde gern noch eine Frage an alle drei Referentinnen geben wollen. Das ist ein bisschen Selbstreflexion. Wir können schon sagen (die Reflexion), dass es gut ist, dass wir darüber diskutieren, aber noch mal die Selbstreflexion anstoßen.

Die Frage an alle, die aus dem Publikum kommt, ist: Was ist denn *neu* am Thema Selbstvermessung und Selbstoptimierung? Wir haben von Frau Richter gelernt, dass es gar nicht so neu ist. Wissenschaftlich gesehen seit Ende der 1990er Jahre diskutiert, eingehend behandelt ab circa 2000.

Warum heute Selbstvermessung als Thema im Deutschen Ethikrat? Was ist da aus Ihrer Perspektive wichtig? – Wer möchte beginnen?

Verina Wild

Ich kann gern beginnen. Es stimmt: Die Selbstvermessung gibt es schon immer, soweit ich weiß; Frau Richter, das können Sie viel besser beurteilen. Aber was ist jetzt neu? Das hängt mit der Digitalisierung zusammen. Ich glaube, das ist die neue Dimension, die sich hier öffnet, und die anderen Trends, die ich beschrieben habe, gehen Hand in Hand damit, füttern das.

Die Individualisierung haben wir auch schon länger, aber diese Leistungsorientierung, die wir haben, passt dazu. Diese Stärkung der, ich nenne sie gerne User, sich eigenverantwortlich um den Körper und die Gesundheit zu kümmern, das geht alles Hand in Hand in dieser Zusammenstellung, und das auch auf Social Media teilen zu können. Das ist auch ein wichtiger Punkt, dass man sich weltweit vernetzen kann zu bestimmten Körperphänomenen. Das ist eben auch die Digitalisierung. Also die Digitalisierung ist das neue Element, was aber in viele andere kulturgeschichtliche Phänomene mit hineinkommt, und deshalb sitzen wir heute hier und diskutieren dieses Phänomen.

Kerstin Schlögl-Flierl

Da würde ich auf jeden Fall zustimmen. Man wird es im Video heute Nachmittag noch sehen, wo wir uns mit den Dimensionen der neuen Digitalisierung beschäftigen. Frau Röcke?

Anja Röcke

Ich kann dem nicht viel hinzufügen, aber ich würde auch sagen, dass diese Phänomene nicht neu sind. Was aber neu ist, ist die Allumfassendheit, also dass es zu einem Massenphänomen wird in der Gesellschaft wird, auch die Reichweite, mit der vermessen wird, dass es wirklich in die Tiefe

des Körpers eindringt und auch Bereiche erfasst, die bislang, also vor diesen digitalen Medien, noch nicht erfasst werden konnten, und eben auch diese Umfassendheit, also permanent, in Echtzeit, direkt aufs Smartphone, rund um die Uhr.

Das sind die neuen Aspekte und auch die Gefahren, die damit zusammenhängen, also eben um Fragen – also nicht alle Fragen, Datenschutz ist auch schon ein altes Phänomen, hatten wir gerade von Frau Richter gehört, aber auch von Körperbestimmung und Selbstbestimmung.

Kerstin Schlögl-Flierl

Danke, Frau Röcke. Frau Richter, noch mal ganz kurz Ihr Blick?

Hedwig Richter

Ich würde in die historische Perspektive sagen, dass das schon neu ist, wobei jetzt neu für mich auch die 90er Jahre sind, aber die Beschränkung dessen. Um 1900 man war viel optimistischer, was man alles damit machen kann, und das 20. Jahrhundert hat uns gelehrt, wie problematisch das ist. Ich würde sagen, wenn ich diesen Begriff Moderne benutzen darf: Zur Moderne gehört auf jeden Fall auch die Selbstbeschränkung, diese Reflexion und dann auch die Einsicht in problematische Seiten. Ich würde das als ein beschränkender – das, was neu ist, dass wir stärker darüber reflektieren und eben auch die problematischen Seiten sehen.

Kerstin Schlögl-Flierl

Vielen Dank. Drei gute Schlussworte und da kann ich gleich meinen Dank an Sie als Referentinnen anschließen. Es ist schön, so vieles zum Thema Selbstvermessung aus der medizinethischen Perspektive aufgeblättert bekommen zu haben. Die Public-Health-Perspektive hat uns gezeigt, dass wir da eine Komplexität dazu haben müssen; dann Frau Röcke, die sagt: Okay, Selbstoptimierung,

wie läuft das überhaupt? Wie fangen wir das Phänomen ein? Was brauchen wir als Beschreibungskategorien? Frau Richter, die uns da sehr vieles gelehrt hat, dass wir auch sehen: Es ist zwar nicht neu, aber es tut sich gerade sehr viel in diesem Bereich der Selbstvermessung, und es ist die Frage: Wohin geht's?

Deswegen vielen Dank an Sie als drei Referentinnen. Mir obliegt es jetzt, die Mittagspause anzukündigen, die bis 13.30 Uhr geht. Sie haben Zeit, in dieser Stunde Mittagspause auch in die Networking Lounge bei Trember zu gehen. Wir freuen uns dann, Sie wieder hier zu sehen. Wir starten mit einem tollen Video, lassen Sie sich das nicht entgehen. Vielen Dank.

II. Ethische und ästhetische Perspektiven

Hans-Ulrich Demuth · Mitglied des Deutschen Ethikrates

Sehr geehrte Damen und Herren an den Lautsprechern und an den Bildschirmen, sehr geehrte Ratsmitglieder und sehr geehrte Damen, die heute Morgen das Pensum bestritten haben. Ich lade ein zum zweiten Teil unserer Herbsttagung „Selbstvermessung, Ethik und Ästhetik veränderter Körperlichkeit“.

Wir hatten im ersten Teil heute Morgen eine Diskussion bzw. Vorträge zur normativen und wissenschaftlichen Einordnung zu diesem Thema, und wir werden uns jetzt am Nachmittag mit ethischen und ästhetischen Perspektiven dieser Frage der Selbstvermessung beschäftigen.

Ich fand alles sehr spannend. Die Damen haben heute Morgen relativ viel Raum besetzt, und zwar mit 20-Minuten-Vorträgen. Wir liegen, meine Herren, bei drei bzw. vier Minuten. Dafür sind wir am Nachmittag zahlenmäßig reicher vertreten.

Ich freue mich, Ihnen ein Video ankündigen zu können, das in Vorbereitung dieser Veranstaltung aufgenommen worden ist, was einleiten soll auf die Körperlichkeit bzw. auf das Vermessen, auf relativ viele technische und Selbstvermessungsfragen. Das betrifft die Steuerung von Gliedmaßen durch behinderte bzw. die Selbststeuerung und Kontrolle von Menschen, die diese Unterstützung brauchen. Dazu will ich jetzt einleiten, bitte Film ab.

Film-Einspieler

Erfahrungsberichte

Moderation: Hans-Ulrich Demuth

Liebe Zuschauer, ich hoffe, Sie waren vom Einspieler bzw. von den Kollegen, die sich vorgestellt haben, beeindruckt. Wir wollen jetzt in die zweite Diskussionsrunde gehen. Ich möchte Ihnen Ihre Kollegen vorstellen, die Sie teilweise gesehen haben und die sich auch mit anderen Bewegungsformen beschäftigen.

Bevor ich anfangen würde, würde ich Sie gerne einladen, zu den vorgestellten Video bzw. zu der Diskussionspassage Fragen zu stellen, die wir Ihnen dann im Laufe des Nachmittags beantworten können.

Als Ersten freue ich mich, Ihnen Stephan Kruip vorzustellen. Sie haben ihn eben schon gesehen, mit Trainingssachen und einem Glukosemessgerät am Arm. Er ist von Haus aus Physiker, Patentanwalt und wird jetzt sein Eingangsstatement geben.

Stephan Kruip · Patientenvertreter

Sie haben schon gehört: Ich lebe mit einer genetisch bedingten Stoffwechselerkrankung, die langfristig zur Schädigung von Lunge und anderen Organen führt und zum Beispiel als Begleiter-

krankung Diabetes, ein sogenannter Typ-3-Diabetes, der schlecht einstellbar ist, weil die Bauchspeicheldrüse hin und wieder doch Insulin liefert, aber eben unberechenbar.

Man weiß, seit den vergangenen zwanzig Jahren ist das sehr entwickelt worden, dass Mukoviszidose durch Ausdauertraining positiv beeinflusst werden kann. Das habe ich mir natürlich vorgenommen und dabei aber gemerkt: Ohne technische Hilfsmittel ist das nicht möglich. Wenn ich einfach so losrenne, bin ich unberechenbar plötzlich in einem absoluten Unterzuckerungszustand.

Dieser Sensor, den ich Ihnen mal mitgebracht habe, der wirklich klein ist und einen 8 Millimeter kleinen Plastikschauch in das Unterhautgewebe bringt und damit diese Messung möglich macht, erspart mir dieses regelmäßige Stechen in die Fingerkuppe.

Ich habe einen Vortrag gehört über Diabetes im Sport, und da war eine Folie: „Denken Sie wie Ihre Bauchspeicheldrüse“. Und die komplexen Regelkreise, die da an die Wand gemalt wurden – das hängt ja davon ab, was man isst, wann man isst, wie viel man sich bewegt, wie launisch die Bauchspeicheldrüse gerade ist –, das lässt sich nur abbilden oder regeln, das ist aus der Regelungstechnik ganz klar, diese Stellgröße kann man nur zuverlässig bilden, wenn man ein Feedback hat, das mit einer Sampling Rate, also mit einer Takung erfolgt, die enger ist als die Schwankungen des Zuckerspiegels. Und wenn ich mir zehn Mal am Tag in die Fingerkuppe steche, habe ich nur eine ganz sporadische Einsicht in die tatsächlichen Werte, während die kontinuierliche Glukosemessung mir einen Graphen zeigt mit einer Tendenz und mir genau sagt, wo ich bin und wo ich demnächst lande. Und erst das macht es möglich.

Das bezieht sich aber nicht nur auf den Zucker. Ich kann auch meine Herzfrequenz beim Laufen

überwachen. Ich kann dafür sorgen, dass ich an der anaeroben Schwelle laufe. Patienten, denen es schlecht geht, messen auch den Sauerstoffpegel im Blut, um sich nicht zu sehr zu belasten. Übers GPS-Tracking kann ich meine Läufe planen und das Trainingsvolumen steuern.

Das ist einerseits für mich Krankheitsmanagement, aber es ist auch Hobby geworden. Ich sehe mich da nicht unter einem Riesendruck, sondern ich sehe es einfach als Möglichkeit, meine Hemmschwellen zu erweitern und wegzudrängen, und es macht Spaß zu erleben, dass das tatsächlich geht. Ich bin schon mehrmals Marathon gelaufen und hab letztes Jahr zugesagt, an einem 24-Stunden-Lauf teilzunehmen. Ich hab dafür auch trainiert und war eigentlich über mich selbst erstaunt, dass ich tatsächlich in der Lage bin, in 24 Stunden mehr als 70 Kilometer zu laufen.

Einen Punkt möchte ich noch nennen: Ich bin generell Fan des Sammelns von medizinischen Daten zur Gewinnung von Erkenntnis und Wissen in der Medizin, denn seit ich lebe eigentlich, in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts, wird die Therapie der Mukoviszidose (die ja eine Krankheit ist, wo man ohne Therapie als Kind stirbt) beständig dadurch weiterentwickelt, dass Ärzte Daten sammeln. Patientenregister sind damals auf einfache Art entwickelt worden, und bis heute werden die immer weiterentwickelt und liefern immer bessere Daten und Grundlagen für medizinische Forschungen. Diese gesammelten Daten haben immer die besten Hinweise gegeben, wie man die Therapie verbessern kann. Von daher ist das für mich eine logische Fortführung.

Wir wissen auch noch nicht, wo es endet. Wir basteln im Moment an dem Patientenregister an sogenannten PROMs, Patient-Reported Outcome Measurements, also dass der Patient Daten misst – es gibt ja auch so kleine Lungenfunktionsgeräte

für zuhause – und diese Daten selbst in das Register einspeist, um dann zum Beispiel im Rahmen der Telemedizin Hinweise zu geben: Ist der Patient in einem kritischen Zustand? Sollte er in die Ambulanz gehen? Normalerweise tauchen die da alle drei Monate auf, und es gibt die Erfahrung, dass es dann oft zu spät ist, der Patient selber die Verschlechterung aber nicht gemerkt hat. Da sehen wir große Potenziale dieser Selbstvermessung in Zusammenhang mit der Telemedizin.

Hans-Ulrich Demuth

Danke, Herr Kruip. Wir haben ein viertes Mitglied. Es sitzt nicht auf dem Podium, sondern zu Hause vor dem Bildschirm und vor der Kamera: Das ist Herr Professor Altenmüller aus Hannover. Er ist Direktor des Instituts für Musikphysiologie und Musik-Medizin [sic] und wird aus seinem Fachgebiet zu der Problematik, die wir heute anschneiden, Stellung nehmen.

Eckart Altenmüller · Musikmediziner

Ja, herzlichen Dank für die Einladung. Es geht tatsächlich um Musiker-Medizin, also Musiker, nicht Musik. Die Musik braucht keine Medizin, aber die Musiker brauchen Medizin. Deswegen hängen viele Fragen damit zusammen, was wir hier eigentlich besprechen: mit der Selbstvermessung.

(Folie 1)

Ich habe eine kleine Präsentation. Vielleicht ist das hilfreich, denn dann sehen Sie, was wir hier machen und wie die Musiker arbeiten. Es geht um die Arbeitsbedingungen der Musiker und wie die versuchen, sich durch Selbstvermessung zu optimieren.

(Folie 2)

Professionelles Musizieren ist extrem schwierig. Das ist eine sehr komplexe, hohe Geschwindigkeit der Bewegungen, und das Besondere ist bei

Musikerinnen und Musikern, dass es keine Leistungsgrenze gibt, sondern es gibt immer eine Kollegin oder einen Kollegen, der besser spielt, die schneller spielt, die ausdrucksvoller spielen. Alle Musikerinnen und Musiker arbeiten an der Leistungsgrenze und sind ihr Leben lang bestrebt, diese Leistungsgrenze nach oben zu verschieben, die Berufsmusiker, davon spreche ich hier.

Auf der anderen Seite haben wir extrem starke Stressfaktoren: Wir haben die Fehlerkultur. Es gibt ein Konzept von Falsch und Richtig in der Musik. Ein Orchestermusiker, der sich in einem Solo verspielt, bekommt, wenn er das zweimal oder dreimal macht, eine Abmahnung. Das heißt, er ist im Grunde genommen extrem unter Druck.

Das führt dazu, dass sie eben in den Emotionen auf der einen Seite Freude haben und hoch motiviert in ihrem Beruf sind. Aber sie haben auch Angst vor Fehlern, und schließlich haben wir die Gesellschaft, die jetzt hier in der Konferenz sitzt, und Sie haben natürlich Kenntnisse von Musik, Sie haben einen sehr hohen Anspruch, nämlich weil Sie Labormusik gewohnt sind, Musik, die nachbearbeitet wurde und die in Streams, in YouTube oder auch auf CDs [...]

Das sind also die Stressfaktoren, die eine große Rolle spielen.

(Folie 3)

Die Musiker haben folgende Besonderheiten:

[1] Sie fangen ihre Berufsausbildung in der Kindheit an, definieren sich über das Musizieren, sind bestrebt, immer weiter zu gehen.

[2] Eine lustbetonte, stark mit Emotionen besetzte Tätigkeit, und wenn etwas nicht so funktioniert, wie sie es gerne hätten, entwickeln sie hohe Angstpotenziale.

[3] Sie arbeiten, wie ich gesagt habe, an der körperlich-geistigen Leistungsgrenze, und es gibt Störanfälligkeiten bei minimalen Defiziten.

[4] Dann kommt das Besondere: Die Leistung ist immer überprüfbar, kontinuierlich durch das Gehör, und zwar nicht nur den Spieler oder die Spielerin selbst, sondern auch durch die Zuhörerinnen und Zuhörer. Es wird bewertet. Wir haben einen extrem hohen gesellschaftlichen Druck.

[5] Vielleicht ist für die Musiker noch besonders, dass die Instrumente im 17., 18. Jahrhundert entwickelt worden sind, und die Ergonomie ist nicht gut.

Jetzt sind wir in der Situation, dass sie versuchen, ihre Leistung ständig zu vermessen. Sie nehmen sie laufend auf, hören die ganze Zeit sich selber zu und versuchen sich zu verbessern. Dabei entsteht ein sehr hoher selbst auferlegter Leistungsdruck, der bis zu gesundheitlichen Schäden führt, zu Über-Üben, zu Schädigungen des Nervensystems, der sogenannten Musikerdystonie.

(Folie 4)

Ich möchte Ihnen ein Beispiel für diese extreme Selbstvermessung geben. Wir haben im Moment gerade einen japanischen Wissenschaftler bei uns, Dr. Oku. Er hat zum Beispiel ein Klavier entwickelt, das den Tastendruck, die Tastengeschwindigkeit, die Fingerbewegungen, die Muskelanspannung, das Video von vorne, hinten, unten, alles gleichzeitig misst und zurückmeldet und den Pianisten, Pianistinnen dann solche Daten liefert. Das lernen die zu lesen, und dann kann das Ganze als Biofeedback-Training eingesetzt werden.

Das ist etwas, was wir als Extrem sehen. Dahinter steckt, und das finde ich problematisch, das [...] in den Workshops problematisieren, dahintersteckt so eine Ideologie, dass durch die körperliche Leistung das künstlerisch-ästhetische Pro-

dukt, die emotionale Botschaft, bei der Musik genauso verbessert wird. Und darauf kommt es an. Also im Wesentlichen kommt es nicht darauf an, möglichst viele Noten richtig und möglichst gut trainiert wiederzugeben, sondern es kommt darauf an, mit der Musik eine emotionale Botschaft an die Zuhörer und Zuhörerinnen zu versenden.

Und das [...] ich persönlich in meinem Institut sehr kritisch, was diese Selbstvermessung angeht [...], zumal die zu Abhängigkeit führen. Das heißt, die Musikerinnen und Musiker lernen dann nicht mehr, das Ganze so zu internalisieren, dass sie ohne ein Feedback die Leistung erbringen können.

Damit würde ich es erst mal belassen und bedanke mich für Ihre Aufmerksamkeit.

Hans-Ulrich Demuth

Vielen Dank, Herr Altenmüller, für diesen interessanten Einblick in Ihre Tätigkeit. Ich korrigiere mich: *Musikermedizin*, nicht Musikmedizin. Aber Sie betreiben ja Medizin mithilfe der Musik und der Musiker, die sie dann ausführen bzw. ausüben.

Nun zum nächsten Partner in unserem Diskussionspanel. Das ist Herr Mathis Kleinschnittger. Herr Kleinschnittger ist von Haus aus Tänzer bzw. auch Choreograf, aber im Hauptberuf systemischer Therapeut und Coach. Bitte, Herr Kleinschnittger.

Mathis Kleinschnittger · Tänzer und Choreograf

Danke schön und danke für die Einladung. Ich möchte dennoch vor allem aus der Tanz-Perspektive sprechen.

Ich hab mal überlegt, als die Anfrage für die Veranstaltung kam, was mir unter dem Stichwort Selbstvermessung im Bereich des Tanzes einfällt.

Irgendwie kam mir da vor allem meine Ausbildung in den Sinn, und es sind zwei Formen, die mir da in den Kopf kamen. Das eine: Natürlich steht im Tanz der Körper und auch die Repräsentation des Körpers im Mittelpunkt. Die physische Leistungsfähigkeit und die Leistungsoptimierung ist ein ganz starker Bestandteil des Berufslebens, und dabei kommen viele Selbstvermessungsmethoden zum Tragen. Das fängt an beim Spiegel im Studio, in dem ich mich in Echtzeit selbst beobachten kann, ob die Bewegung gerade so aussieht, wie sie aussehen soll. Es wird seit vielen Jahren sehr viel mit Video gearbeitet, das heißt, auch da sehe ich mich selbst. Auch je nach Ausrichtung, wenn Krafttraining gemacht wird (das haben wir auch in dem Video gesehen), kommen natürlich Messungen und Zahlen ins Spiel, oder auch wie viele Drehungen habe ich heute geschafft, die so sein sollen, wie sie sein sollen oder eben nicht? Und dann (das ist in den verschiedenen Ausbildungsrichtungen ein bisschen unterschiedlich) spielen durchaus auch Gewichtskontrolle und solche Dinge eine Rolle.

Da gibt es also viele Ebenen, die wir ständig feedbacken und vor allem bewerten. Darin steckt natürlich eine Möglichkeit, weil ich weiß, an welcher Stelle ich präventiv und zukünftig arbeiten kann. Gleichzeitig krieg ich die ganze Zeit auch das Nicht-ideal-Sein gespiegelt in dem Moment, wenn es eben nicht so läuft.

Die zweite Form, die mir eingefallen ist, vor allem im zeitgenössischen Tanz, in dem ich mich in meinem Berufsleben hauptsächlich bewege und bewege, ist die Form der Körperbewusstseins-techniken, also von Yoga über Feldenkrais, Alexander-Technik, Techniken, in denen es darum geht, dass ich mich sehr stark auf mich selber beziehe und meine Wahrnehmung stärke, um zu spüren, wie mein Körper gerade ist, sowohl be-

findlich als auch wie er funktioniert, wie er zusammenarbeitet, und das, um das Körpergefühl zu stärken und dann auch den Körper differenzierter einsetzen zu können.

Ein großer Unterschied ist, dass es hier nicht normativ ist. Es geht nicht darum, das zu bewerten, sondern tatsächlich den Ist-Zustand zu beobachten und zu akzeptieren.

Mir wäre wichtig oder was ich entscheidend bei diesem Selbstvermessungsthema finde, sind Körperbilder oder: Wie entstehen Körperbilder bzw. Körper-Idealbilder? Die Körper von Tanzprofis sind bis heute relativ stark mit Schönheitsidealen verknüpft. Man kann statistisch ablesen: Seit den sechziger Jahren ist das Schönheitsideal immer schlanker und schlanker geworden. Und die Selbstvermessungsinstrumente werden, wenn ich jetzt mal den Gesundheitsbereich weglasse, durchaus mit dem Versprechen angeboten, ich könnte mich solchen postulierten Schönheitsidealen nähern.

Und wieder der Sprung zum zeitgenössischen Tanz: Da hat sich schon viel getan. Es wird immer mehr versucht, eine viel größere Vielfalt von Körpern, unterschiedlichen Körpern zu zeigen. Aber ich hab das Gefühl, dass es immer noch stark eine Entscheidung ist, weniger als eine Selbstverständlichkeit. Da würde ich mir mehr Mut wünschen, sowohl im zeitgenössischen Tanz als auch gesamtgesellschaftlich, Diversität von Körpern für selbstverständlicher wertzuschätzen. Da klang auch das Beispiel von dem Weitspringer Markus Rehm an: Er möchte nicht über die Prothese gelabelt, definiert werden, sondern als Person.

In Bezug auf Selbstvermessung appelliere ich, diesen emotionalen und mentalen Gesundheitsteil nicht aus den Augen zu verlieren, weil ich auch – ich unterrichte auch sehr viel – oft die Erfahrung mache, dass dieser Druck, von dem schon viel gesprochen wurde, der für viele Menschen durch

diesen Leistungsdruck und Vermessungsdruck und durch die Vergleichbarkeit entsteht, auch extreme Auswirkungen haben kann. Das bedeutet, dass wir auf den Umgang mit den Daten oder den Ergebnissen (unabhängig davon, ob das eine digitale Selbstvermessung, eine Personenwaage oder die Spiegelreflexion ist) gucken müssen, wie gehen wir mit diesen Daten um? Um diesen Leistungsgedanken da rauszunehmen, mehr Empathie reinzubringen und einfach die Akzeptanz zu fördern von unterschiedlichen Körperbildern, die genauso gut dastehen können.

Hans-Ulrich Demuth

Vielen Dank, Herr Kleinschnittger. Sie sprechen mir aus dem Herzen, und wenn ich Sie beide angucke, links oder rechts von mir, je nachdem, wie das auf dem Bildschirm dargestellt ist, müsste ich jetzt zum Tänzer werden bzw. zum Marathonläufer. Und das Problem, was ich persönlich habe: Das war ich mal, und ich habe mir dadurch meine Gelenke kaputt gemacht.

Heute halte ich meine Gesundheit aufrecht mit einem Dutzend Selbstvermessungs-Apps. Die habe ich vorhin durchgezählt: Es sind sogar elf, die mich begleiten, und davon sind vielleicht zwei oder drei wesentlich. Das halte ich für ganz wichtig für die Zielsetzung, und das ist heute die Zielsetzung, einfach gesund zu bleiben.

Wir sind an dem Punkt gelandet, wo wir Fragen beantworten können. Ich sehe im Moment noch keine Fragen durch das Publikum an den Bildschirmen oder Lautsprechern bzw. Mikrofonen. Dann können wir auch Fragen hier aus dem Auditorium entgegennehmen. –

Eine Frage ist hier angezeigt, und zwar: Die Corona-Pandemie hat gezeigt, wie schlecht die Bürger im Lesen von Daten sind. Braucht es aus ethischer Sicht eine einfache juristische Statistikschulung? – Hast du eine Antwort?

Stephan Kruip

Ich kann natürlich nicht umfassend antworten, aber generell gilt, dass man für die Nutzung dieser Selbstvermessung entsprechende Kenntnisse haben muss. Das zielt auf das Empowerment der Personen, die so was nutzen. Die müssen das entsprechende Wissen haben, um diese Daten einzuordnen. Bei der Corona-Pandemie ist es auch so, dass es wahrscheinlich nicht schaden würde, die Bevölkerung würde etwas mehr wissen über exponentielles Wachstum, über die verschiedenen mathematischen Eigenschaften dieses Virus oder der Pandemie. Dann könnte das Verständnis wachsen.

Das gilt auch hier, dass wir auch als Selbsthilfverein (ich leite ja einen Mukoviszidose-Selbsthilfverein) darauf achten müssen, dass die Patienten entsprechendes Wissen haben, damit sie mit diesen Daten souverän umgehen können, denn sonst kann es auch zur Gefahr werden. Man muss sich bewusst machen, dass das auch eine Gefahr sein kann, wenn ich jetzt alle drei Minuten auf die Glukosedaten gucke oder mir dreimal am Tag die Lungenfunktion messe und dann in Panik gerate, wenn sie mal absinkt. Dann muss man wissen – also bei der Glukose-Überwachung ist ja nicht das Ziel, dass das immer in einem bestimmten Level ist, sondern das Ziel ist, dass es nicht zu häufig Ausreißer gibt, damit man das nutzen kann, dass man hier einen Sinn zusätzlich bekommt. Neben dem Geschmackssinn, Tasten, Sehen und Hören hat man dann auch noch ein Gefühl für den Glukoselevel im Blut. Das kann man nutzen, aber man muss aufpassen, dass man nicht davon abhängig wird.

Das ist so ein Kontinuum von dem Krankheitsmanagement, das Vorteile bietet für die Bewältigung der Erkrankung, über ein übertriebenes Anwenden dieser Techniken bis hin zu Formen, die ganz klar krank machen. Ich denke, dass Yonca Hagen,

die als Influencerin tätig ist und 90 Stunden am PC sitzt und ihre eigenen Zahlen und Klicks usw. optimiert – da kann sich jeder vorstellen, dass das auf Dauer nicht gesund ist und krank machend ist, das hat sie ja auch selber erklärt.

Dazu gehört eben Empowerment und ausreichendes Wissen, um damit umzugehen. Das ist wie mit jeder neuen Technologie. Wir müssen als Menschen lernen, damit umzugehen und es verantwortlich anzuwenden. Das wäre meine Antwort auf diese Frage.

Hans-Ulrich Demuth

Ziemlich umfassend. Lassen Sie mich das mit einem Wort zusammenfassen: Eigenverantwortung. Das ist der entscheidende Punkt.

Eine weitere Frage: Ist der Leistungsdruck in Sport und Medizin tatsächlich verstärkt durch die Selbstvermessung oder ist er unabhängig davon ohnehin schon da? Und es gibt einen Nachtragsatz: Müsste man denn etwas tun, wenn der Leistungsdruck immer weiter steigt, und wenn ja, was?

Mathis Kleinschnittger

Genau. Für den Hochleistungssport kann ich das – in dem Film hat das schon angeklungen, dass es um Details geht und dass es da auch einen Grenzbereich gibt zwischen – es gibt da sozusagen die Kleinigkeiten, wo ich immer genau sehen kann, an welcher Stelle ich noch was optimieren kann oder will. Gleichzeitig kann es zu Frustration führen, weil die Ergebnisse eben nicht so sind wie gewünscht.

Ich erinnere mich, irgendwie kommt mir die Debatte um Schwimmanzüge in den Kopf. Also höher, schneller, weiter war ja sehr lange, und dann wurde noch optimiert mit Ganzkörperschwimmanzügen, um noch schneller zu werden, bis irgendwann realisiert wurde, dass eventuell – also das ist ein Zusatz, der über die menschliche Leistung an

sich hinausgeht, und man hat das wieder zurückgenommen.

Ich glaube, es gab schon Punkte, wo wir an diese Decke gestoßen sind. Herr Altenmüller hat das auch für die Musik benannt. Ich muss ja auch immer gucken, was ich eigentlich damit erreichen möchte. Und für den Tanz ist es ähnlich wie die Musik. Natürlich spielt da die körperliche Leistung und auch eine körperliche Ästhetik eine Rolle, aber letztendlich will ich ja doch Zuschauende erreichen, etwas vermitteln, Emotionen anregen oder rüberbringen, und dann muss ich mich schon fragen, wie weit diese Körperoptimierung gehen soll und welche Bilder ich darüber repräsentierte.

Hans-Ulrich Demuth

Vielen Dank. Eine sehr interessante Frage: Wie könnte man denn die krank machenden Aspekte einfangen? Nur Aufklärung oder Regulierung? Oder selbst abschaltende Apps?

Stephan Kruip

Dazu könnte ich etwas sagen. Ich habe selber die Erfahrung gemacht, Instagram bildet ja einen Stream von interessanten und kurzweiligen Informationen, und man wird richtig reingesogen. Man kann diesen Suchtcharakter regelrecht spüren. Und ich reagiere dann darauf so, wie ich damals mit dem WLAN meiner Kinder umgegangen bin: Ich habe einfach in meinem Smartphone die Nutzung dieser App auf 30 Minuten pro Tag begrenzt und die schaltet sich dann ab. Das ist meine Form der Souveränität [lacht]. Es wäre besser, ich würde dann auch selber Schluss machen können, aber wenn man die Erfahrung macht, dass man das nicht macht – das ist im Prinzip wie mit jeder Sucht, und ein Alkoholkranker muss auch mal für 14 Tage komplett aufhören. Wenn er das nicht schafft, dann ist er abhängig. Und so kontrolliere ich mich da auch.

Was kann man tun, damit der Druck da nicht zu groß wird? Über den Hochleistungssport kann ich nichts sagen. In der Medizin ist es so, dass man den Druck rausnehmen muss. Ich versuche mich da nicht unter Druck zu setzen, ganz im Gegenteil, ich versuche eigentlich, eher spielerisch damit umzugehen. Wir haben eine Facebook-Gruppe, und ich habe dann mal diesen GPS-Tracker, meine Smartwatch an das Geschirr von meinem Hund geschnallt und den losgeschickt beim Gassigehen. Der macht natürlich viel Zickzack, hin und her, und dann habe ich das gepostet und daruntergeschrieben: „Heute mal ein etwas anderer Trail Run“ und hab erst nachher aufgelöst, wie da die 25 Stundenkilometer zustande kamen [lacht].

Also nicht so ernst und auch mal spielerisch sich motivieren, aber sich nicht unter Druck setzen. Aber wie man das erreichen kann, ist natürlich die entscheidende Frage.

Hans-Ulrich Demuth

Ich habe noch eine Frage an Herrn Altenmüller: Was ist die Alternative zum Biofeedback? Und warum ist dort die Abhängigkeit geringer? Anders gesagt: Was begründet das Suchtpotenzial?

Eckart Altenmüller

Das Problem beim Musizieren, das Biofeedback, ist, dass wir dabei die Aufmerksamkeit auf den Fokus des Feedbacks legen und nicht auf den eigenen Körper. Das ist wie beim Ballett, wie beim Tanz. Eigentlich muss ich lernen, meine Propriozeption, die Eigenwahrnehmung, zu verstetigen.

Ein schönes Beispiel: Wir haben vor zwanzig Jahren ein sehr teures Echtzeit-[...] für unsere Sänger angeschafft, die in wunderbaren Farben den Formanten und die Klangqualität des Gesungenen brachten. Das Problem war dabei, dass die Sängerinnen und Sänger, die das genutzt haben, nicht

die Körpergefühle, die sie brauchen, dabei gespeichert haben. Sie wurden abhängig davon.

Ein Suchtpotenzial entsteht bei jungen Menschen deswegen, weil viele von ihnen pathologisch übermotiviert sind. Sie wissen sich an der Musikhochschule, so ähnlich wie an der Sporthochschule, sie machen eine Leistungsprüfung, eine Aufnahmeprüfung. Wir haben mal eine Selektion vor allem jungen Männern, die extrem stark Dopaminrezeptoren ausgeprägt haben, [...] untersucht, und die neigen grundsätzlich zu Suchtverhalten und versuchen auch eine eigene, sagen wir mal, innere Leere durch das Üben, durch das Spielen und das Optimieren zu vermindern. Die spielen selbst in meiner Sprechstunde. [?] Die muss man dann zum Teil psychotherapeutisch behandeln.

Ich glaube schon, dass wir in unserem gesamten Auslesesystem noch Nachholbedarf haben und dass wir die jungen Menschen durch gezielte Beratung deutlich besser betreuen könnten.

Hans-Ulrich Demuth

Vielen Dank, Herr Altenmüller. Es gibt eine Frage, da würde ich die Fragerin oder den Frager auf die Vormittagssession hinweisen; man kann das im Netz alles nachhören und nachlesen. Ich lese die Frage aber trotzdem vor: Gibt es Studien, die erfassen, wie hoch das Potenzial von Überlastung bzw. Druck durch Selbstvermessung ist versus unproblematischer Nutzung?

Ich denke, dazu kann im Moment hier im Raum keiner antworten. Die Damen, die heute Morgen vorgetragen haben, sind aus diesem Gebiet und können wahrscheinlich besser antworten.

Eine weitere Frage habe ich im Moment nicht. Jetzt möchte ich eine stellen: Frau Wild hat heute Morgen die sozioökonomischen Bedingungen und die Abhängigkeit von Vulnerabilitäten dargestellt. Ich fand das sehr eindrücklich und stelle die

Frage an alle: Wann würden wir diesen gesellschaftlichen Idealzustand erreichen?

Ich habe eine Zahl im Kopf, die sich aus dem dritten Vortrag von heute Morgen leitet. Die würde ich zum Schluss sagen, wenn Sie danebentippen.

Mathis Kleinschnittger

Sie meinen den Idealzustand, wenn diese Vulnerabilitäten aufgelöst werden?

Hans-Ulrich Demuth

Aufgelöst werden und wenn sich das gesellschaftlich ausgleicht.

Mathis Kleinschnittger

Das ist eine Utopie, die ich für mich nicht berechnen kann. Also in Zahlen finde ich das schwierig.

Hans-Ulrich Demuth

[gleichzeitig] [...]

Mathis Kleinschnittger

... kann man nur Wunschzahlen nennen.

Stephan Kruip

Ich könnte nur den Weg dahin schildern. Wir wissen aus Studien bei der Mukoviszidose – schon Kinder haben ja oft schon eine schlechte Lungenfunktion. Da hat man sich die Familien mal genauer angeschaut, hat alle möglichen Daten erhoben, und dann kam raus, dass das ökonomisch schlechter gestellte Haushalte sind, die dann Kinder haben, die eine schlechte Lungenfunktion haben im Vergleich zu anderen Familien mit Mukoviszidose-Kindern.

Dann hat man sich die Frage gestellt, das kann ja eigentlich nicht sein, denn die Therapie wird ja von der Krankenkasse gezahlt, recht umfassend. Das kann ja eigentlich nicht vom Gehalt der Eltern abhängig sein. Der Schluss, den man daraus gezogen hat, war, dass es wahrscheinlich eher daran liegt, dass eine Familie, die Schwierigkeiten hat, einen gut bezahlten Job auszuführen, auch

Schwierigkeiten hat, mit einer chronischen, komplexen Erkrankung zurechtzukommen. Also eher eine Parallelität als eine Kausalität.

Das bedeutet, dass es um Empowerment, um Schulung, um Kenntnis, um Souveränität und solche Dinge geht. Inwieweit man da wirklich Gleichheit und ob man das wirklich ausgleichen kann, steht natürlich dahin. Aber der Weg müsste darüber gehen.

Mathis Kleinschnittger

Ich hätte auch einen Gedanken, der sich an die Fragen davor anschließt, also auch diese Frage, wie man das auflösen kann bzw. wie man eventuell die Gefahren dieser Selbstvermessung stoppen kann usw.

Vorhin gab es ein Wort, das Sie benutzt haben: Eigenverantwortung. Ich finde, dass das erweitert werden muss gerade, wenn ich über Vulnerabilitäten nachdenke, weil eventuell nicht alle Menschen den gleichen Zugang zu Wissen, zu Informationen haben und dazu, das auch deuten und interpretieren zu können. Ich glaube, dass wir da viel mehr kooperativ unterstützend denken müssen, also dass wir das, vorhin gab es das Beispiel schon in der Bildungsarbeit, dass es da aufgefangen werden kann.

Es gibt für mich aus dem zeitgenössischen Tanz auch noch einen Aspekt, den ich an der Stelle einbringen kann. Der zeitgenössische Tanz unterscheidet sich vom klassischen Tanz, Ballett und anderen Formen unter anderem dadurch, dass es weniger darum geht, dass ein Mensch irgendwas vormacht und die anderen sollen das genauso nachmachen, sondern dass eine Gruppe sich zusammenfindet und gemeinsam in einem kollaborativen Format etwas erforscht. Diese Forschungsarbeit, diese Gemeinsamkeit, schafft extrem viel Vertrauen und baut auch viel Druck ab. Ich glaube, Druck ist auch so ein – also wenn wir

Druck abbauen wollen, müssen wir auch die Zielvorstellung, die Zielsetzung verschieben. Die müssen einfach weiter und breiter werden, und da müssen andere Komponenten mehr Raum haben dürfen.

Hans-Ulrich Demuth

Herr Altenmüller, Sie nicken. Das kollektive Handeln ist ein Bereich, der auch auf die Musiker zutrifft.

Eckart Altenmüller

So ist es. [...] seit zwanzig Jahren versuche ich eine Humanisierung des Berufsmusikerinnen-Betriebes zu erreichen, indem ich versuche, auf das Wesentliche hinzuwirken. Denn nicht lauter, länger, brillanter, sondern es geht darum, dass jeder seinen eigenen Fähigkeiten entsprechend die authentische, emotionale Botschaft vermittelt.

Natürlich braucht man ein handwerkliches Grundzeug, und ich finde auch, dass eine gewisse Form von Feedback und Selbstvermessung vor allem bei Anfängerinnen und Anfängern hilfreich sein kann und Lernprozesse beschleunigen kann. Die muss man sehr intelligent einsetzen. Aber eigentlich kommt es darauf nicht an, sondern es kommt darauf an, dass jeder in seiner Individualität seine größtmögliche Kreativität entfalten kann. Und das kann man nicht durch Selbstvermessung beschleunigen. Was die Utopie der Gleichheit angeht, da bin ich nicht so optimistisch. Es wird immer Unterschiede geben.

Hans-Ulrich Demuth

Das ist irgendwo weit weg in der Zukunft. Recht herzlichen Dank, Herr Altenmüller. Vielen Dank, meine Herren insgesamt. Vielleicht lassen Sie mich einen Punkt noch mal zum Abschluss setzen, und zwar Anhalten.

Wir haben in den letzten Tagen aus den Nachrichten erfahren, wie es um unsere Nachbarschaftsgrenzen geht, und wenn wir uns heute über Selbstvermessung, körperliche Aktivität und körperliche Optimierung unterhalten, dann muss uns klar sein, wie gut es uns eigentlich geht.

Lassen Sie mich damit die Diskussion an dieser Stelle beenden und überleiten zu Frau Regionalbischöfin Petra Bahr, die die nächste Runde einleiten wird. Danke schön.

Sein zum Zählen – die kryptoreligiöse Dimension des Quantified Self

Steffen Augsberg · Mitglied des Deutschen Ethikrates

Meine Damen und Herren, Sie sehen, dass ich nicht die Regionalbischöfin Petra Bahr bin. Sie ist leider aus technischen Gründen verhindert, und deshalb springe ich jetzt ein und darf den nächsten Referenten ankündigen und dann mit ihm und Ihnen eine kleine Diskussion führen.

Das freut mich sehr, weil Herr Scheller eine für unser Thema in mehrfacher Hinsicht besonders gut geeignete Persönlichkeit ist. Er ist einerseits Wissenschaftler, Kunstgeschichtler, der sich insbesondere mit Fragen des Körpers intensiv auseinandergesetzt hat, und er ist andererseits jemand, der ganz persönlich an seinem eigenen Körper arbeitet. Das würden Sie wahrscheinlich noch eindrücklicher sehen können, wenn er persönlich hier wäre. Sie haben aber vielleicht schon das Bild in unserem Folder gesehen. Da sehen Sie einen mächtigen Bizeps oder sogar zwei. Das heißt, er ist – so wird es auch angekündigt – Kunstgeschichtler und Bodybuilder und hat insoweit eine doppelte, interessante Perspektive.

Er ist im Übrigen auch jemand, der es schafft, auf Twitter intelligente Kommentare, immer lesens-

werte, bisweilen urkomische Statements abzugeben. Das ist für dieses Medium nicht gerade typisch. Es lohnt sich, ihm diesbezüglich zu folgen.

Er hat eine interessante Position bei vielen Konstellationen, dass er zwischen den Stühlen sitzt und dort intelligente Einsichten zutage fördert. Zur höchst umstrittenen Situation der Identitätspolitik hat er ein sehr lesenswertes Buch vorgelegt. Aber gerade für das, was uns hier interessiert, ist er wie gesagt in spezifischer Weise mehrfach qualifiziert.

Herr Scheller, ich schlage vor, Sie legen los, und dann schauen wir, was an Fragen kommt und wie wir miteinander ins Gespräch kommen. Schön, dass Sie da sind.

Jörg Scheller · Kunstwissenschaftler und Bodybuilder

(Folie 1)

Vielen Dank für die freundliche Einführung. Ich freue mich, ein paar Bemerkungen zur kryptoreligiösen Dimension des Quantified Self beisteuern zu dürfen. Mein Vortrag trägt den Titel „Sein zum Zählen“ in Anspielung auf einen Philosophen, auf den ich noch zu sprechen kommen werde.

Ich werde den Vortrag in zwei Teile gliedern, werde zunächst auf einige wesentliche Charakteristika des medienöffentlichen Diskurses der Selbstoptimierung und ihre Genealogie zu sprechen kommen und dann spezifisch auf das eingehen, was ich die kryptoreligiöse Dimension, eher profan Selbstoptimierung [...]

Also zur Ausgangslage. Meine Wahrnehmung ist, dass in Deutschland ein skeptischer bis historischer Blick auf körperliche und auch psychische Selbstoptimierung dominiert. In den medienöffentlichen Auseinandersetzungen liegt der Fokus stark auf pathologischen Formen der Selbstoptimierung, vor allem [...] auf das Quantified Self, mithin auf einem Leben nach Zahlen, das oft und

(so scheint mir) oft reflexhaft mit Wahn, Druck, Sucht oder Zwang in Verbindung gebracht wird. Auch Entfremungsdiagnosen sind allgegenwärtig.

Einerseits klar, das ist Aufmerksamkeitsökonomie: bad news are good news. Apokalypse klingt gut. Andererseits stellt sich die Frage, ob da nicht doch mehr dahintersteckt. Diese Frage würde ich bejahen, ich meine nämlich eine gute Portion Martin Heidegger. Der deutsche Philosoph kritisierte bekanntlich wirkmächtig das „rechnende Denken“ der westlichen Moderne. Dieses Denken führe zur Seinsvergessenheit bzw. zur Ineinssetzung von Sein mit Seiendem.

Worin unterscheidet sich Denken von einem Operieren mit Algorithmen? So hat Lorenz Jäger, der lange Zeit Teil der rechten Szene war, Heideggers Denken jüngst auf eher freundliche Weise zusammengefasst.

Und im Duktus ähnlich wie Heidegger, in dessen Existenzial-Arsenal Lust und Freude vielsagen-derweise fehlen, fokussiert der medienöffentliche Diskurs über Selbstoptimierung auch die dunklen Seiten des technischen Geschehens, etwa auf Sucht nach Smartwatches, Schrittzählern, auf Technisierung, Berechnung, [...] Kontrolle etc.

(Folie 5, 6)

Ich zeige Ihnen ein Bild von Heideggers berühmter Hütte. Hierüber hat der Kunsthistoriker Beat Wyss [?] ein sehr schönes Essay geschrieben, und hier, auf der anderen Seite des Tales ist ein Skilift installiert. Also Heidegger musste an seinem Rückzugsort immer auf ein technisches Gestell blicken. Das ist eine schöne Ironie.

In dieser Kritik am rechnenden, berechnenden Denken in der Moderne spielt Skepsis gegenüber Zahlen eine große Rolle. Man liest heute beispielsweise von der Diktatur der Zahl, die die Hirne verneble, so in einem Buch über Pädagogik

von Olaf-Axel Burow. Das *Handelsblatt* witterte 2019 eine Tyrannei der Kennzahlen (ausgerechnet das *Handelsblatt*!). 2008 schon diagnostizierte der *Spiegel* in einem Artikel über Lauftraining gar einen Zahlenterror.

Also, mit den Zahlen ist es in Deutschland ein bisschen wie mit der Pornografie: Viele konsumieren sie, viele brauchen sie, ohne sie geht bei vielen gar nichts, und zugleich findet man sie überaus bedenklich und lehnt sie im Grunde ab.

(Folie 6)

Man kann die Zahlen, die Technik und das damit verbundene rechnende Denken natürlich auch anders interpretieren als krypto-heideggerianische Kulturkritik. Wie etwa der italienische Philosoph Gianni Vattimo bemerkte, wird die Technik oft als „Bedrohung für die Metaphysik, den Humanismus“ dargestellt, als Angriff auf die Essenz des Menschen. Dies sei jedoch, Zitat Vattimo, nur

„ein Schein; er rührt daher, daß im Wesen der Technik Züge zum Vorschein kommen, die zwar der Metaphysik und dem Humanismus eigen sind, von diesen aber immer im Verborgenen gehalten werden“.

Da könnte man jetzt lange über Heidegger referieren, der Technik als etwas Entbergendes sieht. Aber das möchte ich Ihnen an dieser Stelle ersparen.

Dieser [...], von dem Vattimo spricht, das sind die immer schon vorhandenen, die maschinellen Seiten des Menschen. In uns wirken nun mal mechanische Kräfte, durch uns fließen elektrische Ströme. Unser Bauplan weist zahlenmäßig erfassbare Proportionen auf, und ohne einen halbwegs gedeihlichen Chemiecocktail in den Referentenkörpern gäbe es heute keine Herbsttagung des Deutschen Ethikrates.

(Folie 7)

Ein weiterer Zug des Menschen ist jene faktische Wandel- und Erweiterbarkeit, die technische Extensionen, Wearables, Training, Gehirnjogging, plastische Chirurgie, Gentechnologie medikamentaler Art, Supplemente usw. verheißen, die auch oft in eher skeptischem Licht betrachtet werden, die aber gerade Menschen mit Beeinträchtigungen oft große Potenziale eröffnen. Man denke nur an den selbst erklärten Cyborg Enno Park, der sagt: „Technik ist die Natur des Menschen.“ Park kann heute dank einer Hörprothese wieder hören, nachdem er über zwanzig Jahre fast taub gewesen war.

Bei Patienten mit schweren Krankheiten muss ohnehin alles sehr genau berechnet werden, seien es Dialysetermine, sei es die Dosierung von Medikamenten usw. Das ist übrigens ein Aspekt, den ich immer wieder in Artikeln an der Kritik an Selbstoptimierung kritisiert habe. Sehr oft wird diese eher pessimistische Kulturkritik von Menschen geübt, die eigentlich in einer recht komfortablen Situation sind und vielleicht nicht so ein großes Optimierungspotenzial sehen, von gewissen kryptoplatonischen Körperfeindlichkeiten mal abgesehen.

(Folie 8)

Vielleicht artikuliert sich in der Kritik am Quantified Self und an technikunterstützter Selbstoptimierung aber auch eine alte deutsche Technikskepsis, die ihre Wurzeln in der Romantik hat (von da führt natürlich auch ein Weg zu Heidegger), eine Skepsis, die nach etwas Urigem, Echtem, Authentischem, Unverbildeten, Organischen, Natürlichen sucht. Diese Suche trat schon damals, also um 1800, in janusköpfiger Gestalt auf, etwa beim Dichter Novalis, der einerseits Bergbauingenieur war mit einer hochstehenden naturwis-

senschaftlich-technischen Ausbildung, und andererseits Mystiker, Träumer, Schwärmer, Kulturkritiker.

Das ist ganz interessant bei Novalis, dass seine naturwissenschaftlich-technische Expertise eigentlich kaum Widerhall findet in seinem literarischen Werk. Die beiden Seiten stehen einander fast berührungslos gegenüber. Auf eine Art und Weise finde ich das bis heute typisch für Deutschland, das ich jetzt schon seit längerer Zeit aus einer gewissen Distanz betrachte, weil ich in der Schweiz und in Polen lebe. Also einerseits ein hochindustrialisiertes, hochtechnisiertes Land mit langer Tradition in Ingenieurswesen, Exzellenz in naturwissenschaftlicher Forschung, und andererseits moderne-skeptisch bis moderne-feindlich, technik-skeptisch bis nostalgisch und auch ein bisschen esoterisch, wie sich jetzt in der Impfdebatte zeigt, und natürlich eminent naturverehrend. Es ist wahrscheinlich kein Zufall, dass die Grünen so prominent in Deutschland entstanden sind.

Bei Novalis heißt es in seinem berühmten Gedicht:

„Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
Sind Schlüssel aller Kreaturen,
Dann fliegt vor einem geheimen Wort
Das ganze verkehrte Wesen fort.“

Ich habe einen Teil des Gedichtes weggelassen und nur den Anfang und das Ende vorgelesen.

Das scheint mir noch immer aktuell, und das scheint mir in der Kritik am Quantified Self und an der Selbstvermessung und an zahlengestützter Selbstoptimierung ein starkes Hintergrundrauschen zu bilden, das natürlich nicht intentionaler Art sein muss.

Das war der erste Block. Ich entschuldige mich übrigens für das Oberlicht, ich bin gerade in Polen [...] Ich sehe gerade [...] [Lachen] gezaubert, aber in Ermangelung anderer Räume muss ich mit diesem kryptosakralen Sessel [...]. Das ist nicht

intentional, nicht dass Sie glauben, ich möchte das jetzt performativ untermauern [Lachen].

Ich komme zum zweiten Teil des Vortrags, von der hryptoheideggerianischen Dimension zur kryptoreligiösen. Im ersten Teil ging es um die Kulturkritik und den Pessimismus, auch vielleicht schon um den Alarmismus, was Selbstoptimierung, Selbstvermessung betrifft.

Vor diesem Hintergrund möchte ich im Folgenden eine andere, nicht alternative, sondern komplementäre Sicht auf Zahlen, Berechnung und Vermessung im Zusammenhang mit Selbstoptimierung aufzeigen. Ich möchte aber nicht in Abrede stellen, dass man es übertreiben kann mit dem Zählen, Berechnen. Aber das erübrigt sich, das zu sagen. Übertreiben kann man alles, sogar das Sachertorte-Essen, Spaziergänge, Sich-gehen-Lassen.

Ich möchte auch nicht in Abrede stellen, dass Selbstoptimierung in der Wirtschaft verdinglicht und trivialisiert wird, auch das erübrigt sich eigentlich zu sagen. Verdinglicht und trivialisiert wird eigentlich alles, was vermarktet und beworben wird.

Und ich möchte auch nicht die Gefahr einer Verabsolutierung der Technik kleinreden, geschweige denn Missbrauch und Instrumentalisierung von Daten in Abrede stellen; darum geht es explizit nicht. Vielmehr möchte ich zeigen, dass im Quantified Self auch eine andere Sicht auf Zahlen, Zählen, Messen, Vermessen aufscheint, als es in der eben skizzierten Kulturkritik, sowohl der philosophischen wie auch der heutigen massenmedialen, der Fall ist. Diese andere Sicht auf Zahlen, die möchte ich eine Kryptoweltlösung nennen und das wertneutral sehen.

(Folie 9)

Die Zahlen und Figuren, mit Novalis gesprochen, auf deren Altar das Quantified Self Sein und Seele

angeblich opfert, hatten einst auch eine andere Bedeutung als jene von Profanierung, Entzauberung, Seinsvergessenheit, Entfremdung, Materialismusbeherrschung usw. Denken wir etwa an die gotischen Kathedralen: Jene Architektur, die auf den ersten Blick wie eine [...] religiöse Inbrunst wirken mag, beruht auf dem Studium ganz nüchterner Mathematik. Die mittelalterlichen Baumeister entwickelten ihre Grund- und Aufrisse mit geometrischen Mitteln, also mit Figuren, wie Novalis das nannte, etwa durch [Serien?] gegeneinander verschobener Quadrate. Die transzendente Ästhetik der Kathedralen verdankt sich damit überaus diesseitiger Denkens[...].

(Folie 10)

Es waren Klassiker. In *Die gotische Kathedrale* stellt Otto von Simson die rhetorische Frage:

„Warum also diese scheinbar blinde Unterwerfung unter die Gesetze der Geometrie, die so ganz im Gegensatz zu unserer heutigen Auffassung von der Natur der Kunst und der Freiheit künstlerischen Schaffens steht?“

Und er gab die rhetorische Antwort: weil für die Baumeister der Gotik die statische und ästhetische Vollkommenheit zwei Seiten einer Medaille waren.

(Folie 11)

Zahlen galten und gelten eben auch als etwas Heiliges, etwa dem der Kalorienzählung und der Körperfettreduktion eher unverdächtigen Kirchenvater Augustinus. Dieser schrieb in seinem Buch *Über den freien Willen*:

„Wenn ich die unveränderliche Wahrheit der Zahlen bei mir selbst betrachte und sozusagen ihre Lagerstätte und ihren innersten Raum oder ihren bestimmten Bezirk, oder welche geeignete Bezeichnung man sonst finden könnte, um sozusagen die bestimmte Wohnung und den Sitz der Zahlen zu benennen, dann gerate ich in große Entfernung vom Körper.“

Das Selbst als Sitz der Zahlen, die eine Entfernung vom Körper versprechen – hier tut sich ein anderer Denkraum auf, als es heute üblich ist. In

vielen religiösen und natürlich auch esoterischen Kontexten sollen Zahlen von einer besseren, harmonischeren Ordnung zeugen, und vielleicht ist der Wunsch, das eigene Leben mit Berechnung und Vermessung zu optimieren, ja ein Echo des Wunsches nach einer Ordnung, die das Zufällige und Willkürliche der individuellen Existenz transzendiert.

(Folie 12)

So betrachtet könnte die angeblich blinde Unterwerfung unter das Gesetz der Zahl in der rein körperlich gedachten Selbstoptimierung sogar eine Form kryptoreligiöser Entkörperlichung darstellen, denn wer sich gleichsam mathematisiert, der entfleischlicht sich in einem gewissen Sinne, er bewegt sich also ein bisschen weg vom Seienden hin in Richtung Sein, in der [...] Heidegger.

Und was wäre, wenn die stabilitätsspendende Immaterialität der Zahlen sogar ein Korrektiv zum permanenten Wandel neoliberaler Identitäten bilden könnte? Während die Identitätssortimente stündlich erweitert werden, versprechen die [...] Kalorientabelle, der Schrittzähler, zumindest eine gewisse Konstanz, Objektivität, Neutralität, man könnte auch sagen, eine gewisse Ordnung jenseits historischer Kontingenz. Ich betone: Sie versprechen das; das ist nicht meine Meinung, meine Auffassung, dass sie das auch wirklich tun.

Damit sind wir eigentlich bei den klassischen Aufgaben von Religion. Es war lange Zeit die Aufgabe von Religion und auch Mythos, Ordnung in diese wirre Existenz zu bringen. In Religion steckt ja, je nachdem, welche etymologische Lesart man bevorzugt, einerseits das *relegere*, das Überdenken, und andererseits das *religare*, das Anbinden. Religion schafft Verbindlichkeiten, schafft Bindungen, und sei es Bindungen an die Zweifel, dies zumindest nominell jenseits von Tagespolitik und Trends.

Darin knüpft, so würde ich argumentieren, das Quantified Self funktionell an. „Funktionell“ ist wichtig zu betonen. Und ob nun die CDU regiert oder eine Ampel – 100 Liegestütze sind 100 Liegestütze, 6 Prozent Körperfett sind 6 Prozent Körperfett, und Leinöl ist besser für die Gefäße als Friteusenfett. Nicht? Ganz unabhängig davon, wer gerade im Kanzleramt sitzt. Hier scheint zumindest ein bisschen Ewigkeit im Unendlichen auf, ein bisschen Gewissheit im Zeichen schnellen Wandels.

(Folie 13)

In dem Zusammenhang möchte ich einen Absatz vorlesen aus einem sehr instruktiven Manifest, das der Hardcore-Musiker und Kraftsportler Henry Rollins 1993 verfasst hat, nämlich *The Iron and the Soul*. Darin heißt es:

“The Iron never lies to you. You can walk outside and listen to all kinds of talk, get told that you’re a god or a total bastard. The Iron will always kick you the real deal. The Iron is the great reference point, the all-knowing perspective giver. Always there like a beacon in the pitch black. I have found the Iron to be my greatest friend. It never freaks out on me, never runs. Friends may come and go. But two hundred pounds is always two hundred pounds.”

Vielleicht spüren Sie diese kryptoreligiöse Aufladung dieser eigentlich so profanen Praxis. Da gibt es etwas, das übersteigt diesen schnellen Wandel, dem wir in so einer Existenz ausgesetzt sind, etwas Stabiles, was fast ewig ist.

Ich glaube, Bodybuilding und Kraftsport sind wichtige historische Substrate, wenn es um Selbstoptimierung und Selbstvermessung geht, denn viel von dem, was wir heute mit Blick auf das Quantified Self (Kalorien berechnen, Eiweiß zählen, Wiederholungen zählen, Fortschritte festhalten und vergleichen) kennen, entstand in jüngster Zeit, so spätestens 19. Jahrhundert, frühes 20. Jahrhundert, als die heutige Fitness- und Bo-

dybuilding-Kultur entstanden ist. Das ist die historische Keimzelle dessen, was wir heute diskutieren.

(Folie 14)

Kommen wir zum Schluss. Es wäre zu einfach, finde ich, mit Blick auf Selbstvermessung und Selbstoptimierung abschätzig von Ersatzreligion zu sprechen, denn zur Religion gehören ja nicht nur die sakrale Semantik, sondern auch ganz prosaische Strukturen, Muster, Ordnungen, Regeln, Prozesse, Rituale. Man munkelt, so manch einer soll nicht nur aus feurigstem Gottesglauben ins Kloster gegangen, sondern auch deshalb, weil er seinen Alltag nicht auf die Reihe bekommen hat und ein bisschen Ordnung und Struktur brauchte.

Anstatt also Ersatzreligion zu rufen, müsste man eher die funktionalistische Frage stellen, welches Problem die selbstvermessende Selbstoptimierung jenseits der Süchte, des Krankhaften, des Pathologischen eigentlich lösen soll. Da scheint naheliegend, dass dies nicht nur eines der Optimierung ist, sondern eines der ganz basalen Orientierung, Strukturierung, der Komplexität und Kontingenz wiederum. Insofern man nicht immer mit dem Schlimmsten rechnet, vom Schlimmsten ausgeht und Selbstoptimierung einfach nur durch die pathologische und neoliberalismuskritische Linse betrachtet, ich glaube, da gibt es sehr viel mehr im Bereich Selbstoptimierung, vielleicht analog zu dem, was [...] vor Kurzem über Leistung geschrieben hat. Es gibt nicht nur Leistungsdruck, sondern auch Leistungslust, und so gibt es auch ein Bedürfnis nach Selbstoptimierung jenseits der Marktzwänge und jenseits der Verkitschung und Trivialisierung in den Medien und dem Marketing.

Also Quantified-Self-Produkte und Selbstoptimierungs[...] wirken [Waren?] [...] sein. Sie können süchtig machen, sie werden womöglich mit

wenig edlen Absichten vermarktet, aber sie haben – damit möchte ich schließen – eine Kehrseite mit [...] und eine Kehrseite voller metaphysischer Spitzfindigkeit und theologischer Mucken.

Ich danke für die Aufmerksamkeit.

Gespräch

Steffen Augsburg

Lieber Herr Scheller, herzlichen Dank. Sie haben mit Henry Rollins einen Helden meiner Jugend aufgerufen. Black Flag zählt zu den großen Bands der achtziger Jahre. Interessant dabei ist, dass er nach seiner Musikerkarriere zwischenzeitlich auch mal Moderator, mittlerweile Stand-up-Comedian ist. Das hat so was Fernsehpredigertum, wenn man sich die Shows anguckt. Das könnte Ihre kryptoreligiöse Deutung durchaus unterstützen, wenn man sich anschaut, wie der die Massen zu begeistern vermag.

Ich würde gern die beiden Teile, die Sie aufgeworfen haben, noch mal auseinanderhalten wollen und zunächst Fragen dazu stellen, wie wir mit der philosophischen Hintergrundinformation, die Sie angerissen haben, mit dem Phänomen der Datafizierung, der Selbstvermessung umgehen, und dann in einem zweiten Schritt den Aspekt aufgreifen, inwieweit das etwas Kryptoreligiöses ist. Beides ist sicherlich ausgesprochen spannend und diskussionswert.

Bei dem ersten Teil haben Sie die ontologische Differenz aufgerufen und Heidegger als Kronzeuge dieses Blickwinkels. Man könnte ja auch sagen, von Heidegger ist der Weg denkbar kurz zu Husserl, und offensichtlich gibt es eine starke Bedeutung der Hermeneutik, gerade im Umgang mit Daten und auch mit Selbstvermessung. Ist das nicht etwas, was wir an der Stelle noch stärker in den Blick nehmen müssten, was heute Morgen schon teilweise angeklungen ist, dass es da so eine

spezifische hermeneutische Kompetenz braucht? Denn diese Vorstellung, das, wie das Chris Anderson mal genannt hat, *the numbers speak for themselves*, ist eindeutig illusorisch. Da kommt vielleicht so eine philosophische oder vulgär-philosophische Deutungskunst mit ins Spiel, die – und das deutet der Begriff der Kunst schon an – vielleicht auch eine eigene ästhetische Dimension haben kann.

Jörg Scheller

Ja, das ist ein wichtiger Punkt. Tatsächlich ist es so, dass dieses „die Zahlen sprechen für sich selbst“ Quatsch ist. Das weiß jeder, der zum Beispiel mal Kraftsport gemacht hat, wenn man Bodybuilding gemacht hat, dass es wirklich sehr um Zahlen geht, also die Anzahl von Wiederholungen, die Anzahl von Kalorien, Eiweiß usw., was man verspeist, wie lange man schläft usw. Und was das dann genau zu sagen hat – Sie brachten den Begriff des Systemischen ins Spiel –, das zeigt sich auf Wettkämpfen, wo bestimmte Körperteile, die zahlenmäßig optimiert worden sind, wiederum mit Zahlen bewertet werden. Diese Zahlen werden zusammengerechnet und am Ende steht da eine Zahl: Diese Athletin, dieser Athlet ist der bestgebaute des heutigen Abends.

Und genau an dem Punkt gehen dann die hermeneutischen Schlachten [?] los, und es wird diskutiert: Ja, aber dieser Bizeps, der 6 Punkte bekommen hat, hätte doch 8 Punkte bekommen müssen. Der hat doch eine viel erhabeneren Aura, als die Punktrichter das eigentlich [...]

Und das scheint mir paradigmatisch dafür, dass mit den Zahlenmengen und den Datenmengen, die da produziert werden, die Deutungsbedürftigkeit steigt und man eigentlich immer mehr Unwissenheit produziert.

Also je mehr Daten wir vorliegen haben zu spezifischen Bereichen, desto komplexer werden die

Verbindungen zwischen diesen Bereichen. Ich übertrage es jetzt wieder bildlich auf das Bodybuilding: Wie verhält sich denn nun der Bizeps zum Brustmuskel? In was für einer Relation steht der Quadrizeps zum Schultermuskel[...]? Und genauso ist es mit den Datenmengen, die wir jetzt vorliegen haben. Je mehr wir vorliegen haben, desto schwieriger wird es, die Relationen zwischen ihnen genau zu bestimmen.

Ich weiß nicht, ob das Ihre Frage beantwortet. Aber das ist hermeneutisch: Man kreist weiter, man kommt nicht dran.

Steffen Augsberg

Ich glaube, das schließt ganz gut an eine Frage an, die wir aus dem Publikum bekommen haben. Da fragt jemand: Würden Sie sagen, dass die Selbstvermessung bzw. (auch interessant) Selbstmathematisierung die Selbstbestimmung verringert? Ich glaube, das knüpft gut an den Punkt an, den Sie eben erwähnt haben, weil man da offensichtlich eine zweiseitige Situation vorfindet.

Jörg Scheller

Ich glaube, was ganz wichtig ist in diesen Belangen, ist, nicht den Gegenstand mit seinem Gebrauch in eins zu setzen, sondern es gibt viele verschiedene Arten und Weisen des Gebrauchs von Selbstoptimierungsmethoden, seien sie zahlengestützt oder nicht.

Da würde ich dieses – wenig originell – für ein kontextspezifisches [...] plädieren. Was das Training anbetrifft, bin ich eher einer von denen, die etwas zahlenfern sind. Also ich schreibe nichts, ich [...] nichts, ich gucke, dass ich auf meine Eiweißmenge komme, die ich brauche, um eine bestimmte Muskelmasse zu erhalten oder aufzubauen. Da gibt es sehr viele verschiedene Umgangsweisen damit, mit diesen Zahlen, und es kann sein, dass man sich dadurch irgendwie in eine Abhängigkeit begibt.

Es kann aber manchen auch dazu helfen, eine Form von Empowerment zu erlangen. Ein Beispiel: Ich hatte eine Zeit lang mal einen Schrittzähler, den hab ich mittlerweile nicht mehr. Den hab ich mir einfach gekauft, um zu gucken, ob ich mir selber in die Tasche lüge, was so meine Bewegung pro Tag betrifft. Ich dachte immer, ich laufe eigentlich so viel im Alltag. Dem war nicht so. Das Gerät hat mir einfach gesagt: „Nein, Scheller, du sitzt sehr viel mehr, als du glaubst.“ [...] [Lachen] mal zu wissen. Danach konnte ich das Ding wieder weglegen und bin angefangen, mehr Strecken zu Fuß zu laufen.

Insofern wirklich sehr kontextspezifisch und ich glaube, jenseits des Pathologischen wird es dann eigentlich erst wirklich interessant. Dass es Sucht gibt und Entmündigung usw., alles klar. Aber wie Leute es dann benutzen, um eben auch ein bisschen mehr Freiheit zu erlangen, gerade im Bereich [...] Beeinträchtigung, wie die genaue Berechnung denen wirklich helfen kann, ein genaues Zeitfenster zu finden, wo man vielleicht mal ein bisschen länger weg kann, wo man sich in einer größeren Distanz zu Krankenhäusern bewegen kann usw., Da wäre das dann weite Räume [...] [...]

Steffen Augsberg

Ich habe Ihren ersten Teil so verstanden, dass Sie sagen: Diese vielleicht aus einer klassischen Technikskepsis heraus wachsende Kritik geht ein bisschen an der Realität vorbei, die in vielerlei Hinsicht auch einfach dazu dient, dass bestimmte Probleme ausgeglichen werden. Das könnte man jetzt philosophisch-anthropologisch wenden. Man könnte sagen: Na ja, der Mensch als Mangelwesen ist gewissermaßen zwangsläufig auf Optimierungsverfahren angewiesen. Von Odo Marquard gibt es ja, bezogen auf seine eigene Disziplin, das wunderbare Wort Inkompetenzkompensationskompetenz. Das könnten wir auf

den Menschen beziehen und sagen: Unsere Unzulänglichkeiten werden an der Stelle ausgeglichen.

Aber wer legt denn fest, was das Normalmaß ist? Das ist doch wahrscheinlich die Schwierigkeit, der wir uns da stellen müssen. Wir sind im Moment in einer anderen Arbeitsgruppe dabei, uns mit künstlicher Intelligenz auseinanderzusetzen, und da geht es um Ersetzen, aber auch um Übertreffen des Menschlichen. Das scheint mir auch hier eine Schwierigkeit zu sein, dass es eben für den Bodybuilder unklar ist. Sie haben gesagt: 6 Prozent Körperfett sind 6 Prozent Körperfett, das stimmt. Aber dass 6 Prozent Körperfett erstrebenswert sind, ist ja eine ganz andere Perspektive. Wie würden wir da mit dem Plural der Vorstellungen umgehen? Oder müssen wir da einfach noch großzügiger werden? Das war, glaube ich, Ihr Plädoyer vorhin für den zeitgenössischen Tanz, nicht nur ein Einheitsmodell zuzulassen.

Jörg Scheller

Ja, da sind wir doch wirklich – da können wir bei Odo Marquard bleiben, der sich ja – einer angenehmeren modernen, der postmodern-konservativen [...] für den Abschied von prinzipiellen [...] noch ausgesprochen hat und sich für den Polytheismus ausgesprochen hat. Ich glaube, das ist etwas, was ganz wichtig ist in diesen Belangen, hier wirklich anzuerkennen, dass es natürlich ein gewisses normales Mittel gibt, das für viele Menschen Sinn ergibt, wenn man sich auf ganz basale, alltägliche Fragen und Probleme konzentriert.

Aber jenseits dessen wird es wirklich interessant, und da ist es wichtig, das Normale des einen Bereichs nicht zur Norm des anderen Bereichs zu erklären. Das machen Bodybuilder – übrigens sind Bodybuilder [...] so eine Subkultur, die sich selbst als Freaks bezeichnen und auch gar nicht wollen, dass das, was sie da machen, zum Ideal oder zur Norm des Mainstreams wird. Nein, sie

wollen ja die Mainstreamnorm eigentlich brechen.

Insofern – ja, ich würde wirklich mit Odo Marquard für einen Polytheismus, für den Abschied von prinzipiellen [...] für eine gewisse Gelassenheit. Ich finde, gerade bei diesen Diskussionen in der Medienöffentlichkeit über Selbstoptimierung geht man immer so vom schlimmsten Fall aus, von den Extremen, Pathologischen, von dem Typ, der alles berechnet [...]

Sicherlich sind das interessante Geschichten, aber es scheint nicht repräsentativ für alle Bereiche zu sein. Und wenn man gerade in den Zusammenhängen auch mal sagen könnte, Selbstoptimierung ist ein menschliches Grundbedürfnis, so wie Sie es gerade auch andeuteten, weil wir eben ein Mängelwesen sind, weil wir [...] sind, weil, egal, wo wir sind, wir nie an einen Perfektionszustand gelangen. Genau deswegen ist Selbstoptimierung in unsere Natur eigentlich eingeschrieben.

Klar, sie wird vermarktet, sie wird verdinglicht, sie wird trivialisiert, alles klar. Aber das ist für mich dann eher eine Kritik von Märkten, von [...] Strukturen usw., aber nicht Selbstoptimierung an und für sich.

Steffen Augsberg

Aber damit klingt ja schon an, dass das ein sehr dynamischer Prozess ist, einer, der immer eifrig strebend sich bemüht, sich zu optimieren. Den können wir erlösen, dann sind wir mitten in der kryptoreligiösen Perspektive. Vielleicht können wir darauf den Blick wenden.

Da schreibt unsere Kollegin Frauke Rostalski: Könnte das Ersatzreligiöse der körperlichen Selbstvermessung darin liegen, dass es Gemeinschaft stiftet in einer Zeit großer Heterogenität der Wertvorstellungen?

Vielleicht kann man das noch ergänzen oder verbinden damit, dass wir in einer Zeit der Säkularisierung bzw. Säkularität leben, wo wir diese Form von Kryptoreligiosität ja nicht nur im Bereich der Selbstvermessung sehen, sondern denken Sie an den Empfang, den Greta Thunberg erhält, wenn sie irgendwo auftritt. Das hat auch was Messianisches und wird auch so gepflegt. Kann man das möglicherweise miteinander verknüpfen, dass es solche ersatzreligiösen Handlungen oder Erscheinungen aus unterschiedlichen Perspektiven, aus unterschiedlichen Szenarien heraus gibt?

Jörg Scheller

Ja, sicherlich. Ich glaube, bei der zahlengestützten Selbstoptimierung, Selbstvermessung ist das komfortable Element, dass man sich auf einer Ebene bewegt, wo die Dinge kommensurabel erscheinen. Beispielsweise ist meine Leistung in einem Bereich, sind meine Fortschritte in einem Bereich quantifizierbar und damit auf dem gleichen Level relationierbar mit den Werten anderer. Wenn das auch mit Konkurrenz und Wettbewerb sein mag, so ist dadurch doch immerhin eine Verbindung gegeben. Man bewegt sich auf dem gleichen Plateau. Das heißt, da kann der eine zwar Buddhist sein und die andere Katholikin, aber bei den Liegestützen schafft die eine zehn, der andere schafft zwanzig, beim Sprint schafft der eine so und so viele Sekunden, die andere soundso viele Sekunden. Insofern hat man da einen gemeinsamen Bezugsraum. Das mag in der Tat etwas sein, was durchaus [...]nizierend wirken kann, was im wertneutralen Sinne ist. Es darf natürlich nicht alles sein, es ist nicht alles. Aber immerhin gibt es da eine gemeinsame Referenz, auf die man sich beziehen kann.

Steffen Augsberg

Das ist interessant, weil Sie das mit der Religion querschließen. Man könnte ja auch sagen, ich bin von Haus aus Jurist: Das, was typischerweise

Strukturen vermittelt, Orientierung vermittelt, komplexitätsreduzierend wirkt, das sind normative Ordnungen, insbesondere eine Rechtsordnung. Und Sie haben angedeutet, dass Sie auch sagen: Egal, wer Bundeskanzler ist – 100 Liegestütze sind immer 100 Liegestütze. Da klingt das auch an, dass das ein nicht politisches und auch von normativen Überlegungen distantes Verhältnis sein kann.

Jörg Scheller

Ja, eben, das habe ich im Vortrag kurz betont. Das ist natürlich eine Illusion, es sind immer bestimmte Normen impliziert. Ist es jetzt gut, 100 Liegestütze zu können, oder ist es nicht gut? Ist es erstrebenswert, ist es nicht erstrebenswert? Sollte ich mein Leben darauf ausrichten, fit zu sein, oder sollte ich meine Energien in andere Bereiche investieren?

Was einfach gegeben ist: Man hat einen gemeinsamen Bezugsraum, innerhalb dessen man sich aufeinander bezieht. Das wäre hier jetzt in dem Modus quantifizierbarer Leistungen oder quantifizierbarer Verhältnisse beispielsweise, was das Körperfett oder sonst was betrifft. Aber das ist ein Rahmen, der nicht die anderen Rahmen ersetzt. Das heißt, wie Sie gerade sagten, Ordnung, klar, das sind normative Ordnungen. Das ist auch viel stärker semantisch unterfüttert, sei es religiös, politisch, ideologisch. Insofern ist das wirklich ein basales Raster. Es ist ein Halt, wo man sich zumindest mal einklinken kann und von dem aus man dann vielleicht weitergeht in andere Richtungen.

Steffen Augsberg

Aber kann man da nicht sagen, ohne in eine allgemeine Religionskritik zu verfallen, wenn wir jetzt die beiden Teile verknüpfen, diese kryptoreligiöse Interpretation und die Interpretationsbedürf-

tigkeit der Grundlage der kryptoreligiösen Haltung, dass man letztlich eben doch nicht diese Sicherheit hat? Also dass wir sagen müssten, eigentlich ist das eine falsche Vorstellung, dass 100 Liegestütze 100 Liegestütze sind, *two hundred pounds* und so was, aber im Grunde genommen braucht es doch diese überschießende interpretatorische Qualität.

Wir haben zwei Fragen, die sich genau darauf beziehen, einerseits: Inwieweit ist die Perfektionierung nicht einfach nur eine egozentrische Hinwendung auf sich selbst, sondern auf etwas Höheres? Ist das nicht Selbstbetrug?

Und dann ganz ähnlich, finde ich: Bräuchte die hermeneutische Unbestimmtheit der objektiven Zahlen nicht eine Versöhnung mit der Subjektivität als rückbindender Deutung wie eher in der *Musikermmedizin*? Gibt es da so ein überschießen des Element des Humanen, was man dann doch nicht ausgleichen kann auf diese Weise, was ja irgendwie einen Diesseitsbezug in spezifischer Hinsicht herstellen würde und diese kryptoreligiöse Deutung etwas unterläuft?

Jörg Scheller

Ja, [...] hat Religion stark, von ihrer strukturierenden Seite her [...] weniger von der luminösen Semantik, sondern von den Ritualen her, von den Strukturen, in den Prozessen, mit den Rastern, Mustern, die Religion eben auch anbieten, [...] Typisch ist das Kloster mit seinen geregelten Abläufen. Das ist auch in Aufsätzen mit [Gin?] verglichen, mit [...] Raum der Ordnung, der Klarheit, der [...]

Ich glaube, dass 100 Liegestütze nie eine Diskussion über Politik ersetzen können. Ich glaube nie, dass, wie viele sagen, dass 200 Kniebeugen vollkommen ideologiebefreit sind oder Ideologie überflüssig machen. Das ist sicherlich nicht der Fall. Ich glaube, es ist einfach eine sehr basale

Form, eine gewisse Struktur und Ordnung ins Leben reinzubekommen, dass man so ein gewisses Grundmuster, Grundraster [...] hat. Von dort aus muss man dann weitermachen.

Ich merke das beim Bodybuilding, ich kenne das sehr gut aus dem Bodybuilding. Es stoppt ja nie dort, sondern wenn man diese Körper formt, wenn man da selbst vermisst, löst das immer auch Reflexionen über anderes aus, über Geschlechterbilder beispielsweise. Das ist etwas, womit Bodybuilder eigentlich fast gezwungen sind, sich damit auseinanderzusetzen. Gerade früher, in den sechziger, siebziger Jahren, Typen, die ihre Beine rasiert haben, sich in winzigen Posingslips ganzkörpernass auf die Bühne stellten, die wurden ver[...] wie eine [...], oder? Das war krypto[?], was die da gemacht haben.

Allein durch die Reaktion der Umwelt gerät man eigentlich in einen Reflexionsprozess. Das ist das Gleiche wie mit dem Kalorienzählen oder mit der Smartwatch, einer anderen Form des Quantified Self, natürlich wie die Umwelt darauf reagiert, und dann ist man in einem hermeneutischen Prozess: Was bedeutet das? Ergibt das Sinn? Man muss sich rechtfertigen, legitimieren usw.

Ich würde dafür plädieren, genau das nicht zu unterbinden, sondern genau in diese Prozesse reinzugehen, die wiederum die Selbstoptimierungspraxis verändern, vielleicht optimieren.

Dazu noch ein Wort, weil der Begriff Perfektionierung fiel: Ich trenne das sehr scharf voneinander. Ich finde, Selbst-Perfektionierung ist eine sehr gefährliche Illusion. Selbstoptimierung ist eigentlich ein offener, pragmatischer Prozess, wo es darum geht, verschiedene Aspekte pragmatisch aufeinander zu beziehen und das Bestmögliche aus dem Leben zu machen. Das bedeutet immer, auch das soziale Umfeld auf den Körper zu beziehen, wenn man Selbstoptimierung ernst nimmt

und nicht in diesem ganz engen Korridor unterwegs ist.

Perfektion gibt es nicht. Die gibt es vielleicht nach dem Tod, das können wir nicht wissen, im Leben sicherlich nicht. Insofern Optimierung, und das ist das Entspannte dabei, hört nie auf. Man kann also davon ausgehen, dass man sowieso nicht an ein Ende kommt. Vielleicht bringt auch das ein bisschen Gelassenheit hinein, wenn man sich das einmal verdeutlicht.

Steffen Augsberg

Das leuchtet mir ehrlich gesagt nicht so ein, weil ich gedacht hätte, ob ich das Perfektion oder Optimum nenne, ist begrifflich gar nicht entscheidend, sondern entscheidend ist die Instanz, die das festlegt, ob man eine intersubjektive Verständigung darüber hat, was ich als Perfektion ansehe, oder ob ich das Ganze eigenständig festlege.

Ich kann mir vorstellen, dass, wenn Sie Bodybuilding betreiben, um bei dem Beispiel zu bleiben, da können Sie natürlich sagen: Ich möchte gerne noch breiter, stärker, größer werden. Ich weiß zum Beispiel nicht, ob es beim Bodybuilding zentral auf Kraft oder auf kräftig aussehen ankommt. Das ist wahrscheinlich eine Kombination, das eine geht nicht ohne das andere, aber es ist auch nicht vollständig dasselbe.

Und das Beispiel, was Sie erwähnt haben, mit der Fremdwahrnehmung von Bodybuildern und der Sonnencreme oder der braunen Creme, die sie sich auftragen, und die Höschen und so, das ist ja noch extremer, wenn Sie das mal auf die Frauen spiegeln und sagen: Was wird eigentlich weiblichen Bodybuildern entgegengebracht? Weil das offensichtlich eine gesellschaftliche Erwartungshaltung unterläuft oder dem widerspricht, wie man sich vorstellt oder wie viele sich vorstellen, dass ein idealer weiblicher Körper auszusehen hat. Da gibt es wahrscheinlich wiederum eine

Vielzahl von idealtypischen Erscheinungsformen oder Perfektionismen, wenn man so möchte, oder Optimis-

Jörg Scheller

Genau. Ja, ich würde dafür plädieren, da wirklich zu differenzieren. Natürlich mag es Ideale geben, die Perfektion verheißen. Aber wenn ich mich in einen Prozess gebe mit der Erwartung, tatsächlich perfekt zu sein, dann scheitere ich auf eine Art und Weise, wie man nicht scheitern möchte. Wenn ich allerdings auf dem [...] als pragmatischen Prozess des Sich-Annäherns an ein Optimum, an das Bestmögliche verstehe, dann ist das etwas anderes, als wenn ich sage: Wenn ich nicht soundso aussehe oder soundso denken kann, so schnell laufen kann, so viele Sprachen sprechen kann, dann bin ich nichts wert. Das ist eine ganz andere Mentalität, die da dahintersteckt.

Deswegen lege ich so großen Wert auf die Betonung, es geht wirklich um Optimierung, es geht um Möglichkeiten. Die Perfektion ist theoretisch möglich, aber sie ist nicht praktisch möglich. Das ist etwas, was mir sehr wichtig ist.

Steffen Augsberg

Ja, natürlich immer noch diese Schwierigkeit zu bestimmen, woran man sich da orientiert, nicht?

Jörg Scheller

Ja, Sie hatten ja gerade gesagt: Wer legt das eigentlich fest? Ich finde, wenn ich das so polemisch sagen darf, die Frage sehr deutsch. [Lachen] Natürlich legt [...] fest. Es gibt da keinen Gott, keine ich weiß nicht was, Ideal-Beauftragte, die das quasi kodifiziert, sondern das sind ja in liberalen Demokratien trotz allen asymmetrischen Machtverhältnissen immer noch sehr komplexe, plurale Prozesse.

Und es gibt immer einen Mainstream, es gibt immer Nischen, man trifft immer irgendwie eine

Entscheidung: Möchte ich zu einem Mainstream gehören oder möchte ich das nicht? Oder man wird sehr unsanft daran erinnert: Du kannst gar nicht zu einem Mainstream gehören, du kannst auch nicht zu unserer Subkultur gehören. Unsere Gesundheit ist doch intern, finde ich, ausreichend differenziert, um es uns zu ermöglichen, gewisse Entscheidungen zu treffen und [...] Nischen zu schaffen, was total wichtig ist, dann auch wieder Mainstream werden können.

Mein Plädoyer ist, möglichst selbstbewusst zu sagen: Selbst wenn es jemand festlegt, werde ich dem nicht folgen und versuchen, mir meinen eigenen Raum zu schaffen. Ich würde auch immer sagen: Wir müssen diejenigen unterstützen, die dabei sind, genau das zu tun, also sich nicht einem hegemonialen Ideal zu beugen, sondern zu sagen: Wir haben unsere eigenen Ideen, unsere eigenen Ästhetiken, und solange wir anderen damit nicht schaden, möchten wir das gerne so und so leben. Diese Mentalität, finde ich, muss man unterstützen.

Steffen Augsburg

Das stimmt natürlich in gewisser Weise, aber Sie können doch auch sagen: Gerade in subkulturellen Bereichen gibt es eine starke Homogenität und vielleicht auch Hegemonie dergestalt, dass Sie sagen können: Sie haben einen anderen musikalischen Geschmack als ich, aber wenn Sie sagen, Sie gehen auf ein Heavy-Metal-Konzert, dann würde ich vermuten, dass Sie dort Leute treffen, die im Wesentlichen so aussehen, wie man sich das vorstellt, und wenn ich mir so meine Sachen angucke, bin ich auch immer erstaunt, wie sehr sich da doch irgendwie alle ähneln. Das hat ja auch eine gemeinschaftsstiftende Wirkung, setzt aber voraus, dass man ein mehr oder weniger unbewusst vermitteltes Ideal gemeinsam verfolgt. Und das finde ich interessant, weil es sich vom Mainstream absetzt, gerade dadurch definiert,

dass man sagt: „Wir sehen nicht so aus wie ihr, sondern haben (was weiß ich) mit Zuckerfaser hochgestylte Haare (oder weiß der Geier was), aber wenn wir uns treffen, sehen wir alle so aus.“

Das ist ein Phänomen, das jeder kennt, der mal in eine Soziologievorlesung gesehen hat, oder jedenfalls früher; ich weiß nicht, Frau Röcke, ob das heute noch so ist [lacht], also bei Juristen ist es auch so. Das ist auch interessant, dass es offensichtlich Gesetze der Mimesis gibt, die da doch ganz stark wirken.

Jörg Scheller

Ich habe dazu ein relativ gelassenes Verhältnis, weil ich gar nicht wüsste, wie es anders sein sollte. Sinn und Zweck einer Subkultur ist ja, dass man sich einen Raum mit Gleichgesinnten schafft und auch wirklich von anderen abgrenzt. Heavy Metal zum Beispiel ist nicht für alle. Es muss nicht alles für alle sein, sondern es sollten möglichst viele Leute die Möglichkeit haben, sich ihre Räume zu schaffen oder in Räume zu gehen, mit denen sie sich identifizieren.

Da bin ich wieder bei Odo Marquard. Das Wichtigste ist die Pluralität der Räume, und das Wichtigste ist die Offenheit, die Zugänglichkeit von Räumen. Ich halte nichts von einer verabsolutierten Diversity-Mentalität, dass man sagt, auf jedem Metal-Konzert braucht es mindestens auch, ich weiß nicht, 10 Prozent Hip-Hopper, 12 Prozent Soul-Fans und drei Reggae-Typen, damit das irgendwie weniger konservativ ist. Nein, darum geht es nicht. Die interne Komplexität gibt es natürlich auch da, wie im Bodybuilding. Die Mikro-Unterschiede werden zu Makro-Unterschieden. Auf Motörhead-Konzerten gab es immer auch ein paar Punks, es gab ein paar Skinheads, es gab 60-jährige Nostalgiker, es gab 15-jährige Neuinteressierte. Wenn man ein bisschen genauer hinschaut, sieht man, dass auch in diesen vermeintlich ho-

mogenen Kollektiven sehr viele Mikro-Differenzen bestehen, und dann auch wieder zu Sezessionen und Streit und ich weiß nicht was [...]

Aber wir kommen immer wieder zu Marquard.

Steffen Augsberg

Ja, ist lesenswert, Gießener Philosophie. Herzlichen Dank, das ist auch ein schönes Schlusswort, noch mal diese liberale Perspektive einzufordern, die Pluralität zuzulassen. Das ist auch bei der Selbstvermessung wichtig. Eine Selbstoptimierung, die nicht auf ein externes, fremdinduziertes Element hinausläuft, ist sicherlich etwas, was man gesellschaftlich und ethisch betrachtet deutlich besser ertragen kann.

Herr Scheller, herzlichen Dank für den Vortrag und die Diskussion.

Jörg Scheller

Danke für die Einladung.

Zwischen Normierung und Selbstbestimmung – Wie Konsumprodukte uns takten

Steffen Augsberg

Wir machen weiter mit Herrn Orlok, der jetzt auf die Bühne kommt und einen Vortrag hält. Herr Ullrich kommt auch und hält zuerst den Vortrag, aber Herr Orlok kommt schon nach vorne, das wäre die Bitte.

Herr Ullrich, Sie können die kunstgeschichtliche, kulturwissenschaftliche Betrachtung jetzt fort-schreiben, allerdings mit einem etwas anderen Akzent. Herr Orlok wird das dann mit einer noch stärker praxisorientierten und auch performativ orientierten Darstellung ergänzen, und danach haben wir Zeit, über diese beiden Vorträge und die beiden Perspektiven zu diskutieren.

Herr Ullrich, wir freuen uns auf Ihren Vortrag.

Wolfgang Ullrich · Kunsthistoriker und Kulturwissenschaftler

(Folie 1)

Ja, [...] Vorstellung, wie andere Nationen. Es wird, da muss ich vorwarnen, nicht um Kunst gehen bei mir, sondern ganz schnöde um Konsum. Und vor allem um Alltagskonsum, und ich denke, wie alle anderen, werde erst mal meinen Bildschirm teilen. –

[unverständlich, ca. 10 Sekunden]

(Folie 2)

[...] vor ihrer Gestaltung, vor ihrer Vermarktung eigentlich als Medien fungieren, man könnte sagen: Konsumprodukte sind ein wichtiges Massenmedium der Gegenwart. Sie vermitteln Weltbilder, sie vermitteln Kriterien der Beurteilung von Qualität, sie vermitteln Werte, aber sie beeinflussen auch die Körperwahrnehmung und entsprechend auch die Selbsterfahrung von Menschen.

Das kann ganz direkt als [...] hier bei dem linken Beispiel: „Sei frei, verrückt und glücklich!“. Eine Produktgestaltung oder schon ein Produktname kann eine bestimmte Selbst-Wahrnehmung implizieren, also man kann bei dem zweiten Beispiel hier sich fragen: Wie fühlen sich Hände an, wenn sie als „tough“ bezeichnet werden?

Sehr oft ist es aber auch so, dass eine Tätigkeit oder eine Situation, in der ein Produkt Verwendung findet, auf eine ganz spezifische Art wahrgenommen wird. Rechts sind im Vergleich zwei sehr unterschiedliche Inszenierungen von Wein: Einmal heißt der Wein schon Rebellia, die Schrift steht auf dem Kopf, also das Weintrinken wird zur Rebellion erklärt, zum [...]spiel, hier wird auf Exzess, auf die Verkehrung des Gewohnten gesetzt.

Ganz rechts dafür ein Beispiel von Wein, so verpackt. Da wird alles, was mit Spaß und Ausgelassenheit zu tun haben könnte, schroff dementiert.

Hier wird Weintrinken zur verantwortungsbewussten, ökologisch möglichst freundlichen Tätigkeit erklärt oder darauf reduziert.

Ich würde sagen, gerade die vermeintlich profansten, die alltäglichen Produkte sind hier von besonderer Bedeutung, weil man ihren Botschaften wieder und wieder begegnet. Sie strukturieren oder takten (das ist ja auch der Begriff im Titel meines Vortrags) uns, sie takten unseren Alltag.

Auch wenn man vertraute Produkte nicht jedesmal, wenn man sie benutzt, eigens vergegenwärtigt, [...] gibt es doch immer wieder Situationen, in denen man dann auf eine Verpackung, ein Design achtet. Das kann sein während des Entscheidungsprozesses vor dem Ladenregal, das kann sein, wenn man ein Foto für die sozialen Medien [...] vom eigenen Konsumverhalten macht.

Außerdem lässt die Art der Handhabung oft auch keinen Spielraum [...]. Also muss dann danach handeln. Wenn wir auf den Wein [...] zurückkommen: Eigentlich kann man den gar nicht für ein Candle-Light-Dinner verwenden, außer, dieses Dinner findet von vornherein in einem Modus der Ironisierung statt. Dann ist er vielleicht wieder ganz gut geeignet.

(Folie 3)

Ein anderes Beispiel: zwei gegensätzliche Toaster. Einmal wird das Toasten (links) zu einem aufwendigen Ritual gemacht. Man kann hier Kennerchaft demonstrieren, man kann sich hier richtig 10 Minuten beschäftigen, bis man einen [...] Toast daraus bekommt.

Im anderen Fall wird das Toasten zu einem Gute-Laune-Start am Morgen erklärt, also das [...] relativ unkompliziert ab und bringt so ein heiteres Bild als Ergebnis.

(Folie 4)

Je nach Hersteller dominieren andere Botschaften, und wenn man jetzt vor dem Regal steht, wird man von Produktvariante zu Produktvariante auf andere Eigenschaften und andere Kriterien aufmerksam gemacht: auf der im Einzelnen Qualitäten ganz spezifisch gefeuretet, also hier [...] bei Nudeln. Da kann es um Heimat gehen, da kann es um Diät gehen, da kann es um was Ökologisches gehen, da kann es darum gehen, dass die hausgemacht sind, und jeweils wird vielleicht die gesamte Inszenierung des Produkts dieser einen Botschaft untergeordnet, und neben diesen vier könnte man sicher noch zehn andere Varianten finden, wo ein anderer Wert prominent gemacht wird.

Das hat sicher viel zu tun mit der freien Marktwirtschaft. Sie belebt die Konkurrenz. Das führt dazu, dass anfangs vielleicht gar nicht so stark ausgeprägte Unterschiede nach und nach markanter werden, sich also durch eine Pluralität an Angeboten auch eine Pluralität klar voneinander unterscheidbarer Milieus ergibt.

Bezogen auf das Thema unserer Tagung heute kann man bemerken, dass in einigen Milieus eine ganz spezifische, auch ritualisierte und auf eine andere Weise ausdrückliche Körper- und Selbsterfahrung im Zentrum der Inszenierung von Produkten steht, während das in anderen Milieus eine sehr viel geringere Rolle spielt.

Aber generell würde ich sagen, kann man feststellen, dass Hersteller natürlich auch ein Interesse daran haben, Konsumentinnen und Konsumenten immer weiter zu sensibilisieren und gerade auch das Körperbewusstsein, gerade die Selbstwahrnehmung zu steigern. Denn auf diese Weise entstehen ja auch neue Empfindlichkeiten. Auf diese Weise entstehen neue Bedürfnisse, neue Defizitgefühle und insofern auch erst die Nachfrage nach neuen Produktvarianten.

Ein bisschen zugespitzt könnte man sagen: Freie Marktwirtschaft führt über längere Zeiträume zu einer Gesellschaft hochsensibler Individuen.

(Folie 5)

Bei besonders auffälligen [Bereichen?] wie der Kosmetik beruht die Inszenierung fast immer darauf, dass Produkte, das Marketing erst mal auf Makel aufmerksam zu machen, die dann vom jeweiligen Produkt behoben werden. Also erst mal wird uns bewusst gemacht: Oh, es gibt Pickel, es gibt Falten, es gibt Fett, es gibt Altwerden, und dann gibt es das Produkt dagegen. Die häufigste Wortsilbe in der Kosmetik lautet deshalb: anti.

Oft sind Botschaften von Produkten (und da kann ich jetzt ein bisschen anknüpfen an das, was wir gerade besprochen haben, an Jörg Scheller) auch von Zahlen begleitet. Man nutzt die Autorität von Zahlen, um besondere Wirksamkeit und spezifische Eigenschaften unter Beweis zu stellen, bringt die Konsumentinnen und Konsumenten damit aber auch dazu, zu messen, und nicht nur etwas zu messen, sondern sich zu messen und vor allem auch, sich mit anderen zu messen. Also wie gerade schon gesagt wurde, Zahlen disponieren immer auch zu Formen des Vergleichs.

(Folie 6)

Ich möchte ein Beispiel ein bisschen genauer anschauen. Man sieht, wie viele Zahlen, wie viele auch andere einordnende, taktende Botschaften auf einer einzigen Produktverpackung platziert sein können, ein Produkt, das sicherlich auch sehr milieuspezifisch ist, aber in vielen Haushalten auch zum Alltäglichsten gehören dürfte, nämlich eine Sojamilch im Tetra Pak, mit ihren vier Seiten. Wenn man mal genauer anguckt, man sieht ja die Botschaften, und was wird hier eigentlich für eine Art von Bewusstsein, zum Teil auch Körperbewusstsein spezifisch ausgeprägt?

(Folie 7)

Also: die Vorderseite. Hier, sehr prominent, dreimal variiert die Botschaft, dass es ohne Zucker ist, ungesüßt ist. Also erst mal wird so ein Verzicht in den Raum gestellt. Damit ereilt einen ein Appell an die Vernunft. Aber wenn man das kauft, darf man sich schon besonders diszipliniert fühlen.

Das wird noch verstärkt dadurch, dass unten auf dieser Seite der Verpackung der Nutri-Score angegeben ist. Da ist ein 2020 eingeführtes Label, mit dem Gesundheit gleichsam messbar werden soll. Damit geht ein großes Transparenzversprechen einher. Es geht darum, die Nährwertqualität besser zu fassen. Aber allein, dass dieser Score da ist, dass man so fünf Stufen hat, das schafft schon so eine Atmosphäre von Disziplin. Das ist das Kernthema dieser ersten Seite: Es geht um Disziplin, Disziplinierung.

(Folie 8)

Auf der zweiten Seite wird dann demjenigen, der das gekauft hat, verkündet, er oder sie habe zwei großartige Entscheidungen getroffen. Interessant der Begriff Entscheidung, weil hier suggeriert wird: Konsumieren ist eigentlich ein Handeln, es ist aktiv, etwas Gestaltendes, nicht bloß ein Verbrauchen, nicht etwas schnödes Automatisches.

Das wird dann weiter ausgeführt: Das ist gut für dich, gut für den Planeten. Es werden also zwei Pole aufgemacht: Es geht um [Selbstsorge?], es geht um nicht weniger als globale Verantwortlichkeit, wenn ich diesen Liter Milch komme. Es wird mir ein doppeltes Kompliment auf der Seite gemacht für meine Kaufentscheidung. Man könnte sogar sagen, ich werde in eine erhabene Rolle versetzt. Also der eigene Körper und die ganze Welt sind gleichermaßen im Blick, und das Ganze im Modus des Tuns, denn ich tue etwas Gutes, etwas moralisch Gutes, wenn ich diese

Milch konsumiere. Ich habe damit den Anspruch auch auf gutes Gewissen erworben.

Das ist so im Zentrum dieser zweiten Seite. Also nach der Disziplin kommt das gute Gewissen, das dieses Produkt mir vermittelt.

(Folie 9)

Auf der dritten Seite wird dieses „gut für dich“, für den eigenen Körper noch mal präzisiert. Hier sind jetzt viele Zahlen auf der Nährwerttabelle zu sehen. Es werden auch die Vorteile für die Gesundheit erläutert, also „Proteine tragen zur Erhaltung von Muskelmasse bei“ können wir hier etwa lesen.

Da könnte man diese Seite so zusammenfassen: Hier tritt das Produkt auch als Fitnesstrainer in Erscheinung.

(Folie 10)

Dann noch die vierte Seite. Da wird angesprochen: Das ist jetzt nicht nur harte Kost und anstrengend und verlangt Disziplin und Moral und alles Mögliche, sondern es macht auch noch Spaß und ist einfach lecker, nicht nur gesund. Da kommt ein hedonistischer vierter Aspekt ins Spiel.

Wir sehen: In der Summe haben wir es hier mit einem Produkt zu tun – und ich glaube, das ist repräsentativ für viele andere Produkte –, das in mehreren Dimensionen sensibilisiert, aber auch motiviert. Vielleicht überbringt es seine Leistung auch umso mehr, dass die [...] Haushalt nicht für sich alleine steht, sondern zusammen mit anderen Produkten verwendet wird, die ähnliche Botschaften vermitteln.

(Folie 11)

Wobei es auch viele Produkte gibt, die sich auf einen Aspekt konzentrieren, den aber vielleicht umso stärker und umso vehementer in Szene setzen.

Noch mal ein kleiner Vergleich: zwei Zahnbürsten, hier eine aus dem Ökobereich. Wenn wir hier lesen, womit diese Zahnbürste beworben wird, dann ist interessant. Es gibt keinen einzigen Punkt, wo es um die Qualität als Zahnbürste [...] geht. Es geht nur darum, deutlich zu machen, dass diese Zahnbürste eine minimale Umweltbelastung ist. Von ihren Materialien her, von ihrer Herstellung her bis hin zur Entsorgung wird hier schon an alles gedacht.

Also das wäre so ein Produkt, das so dieses „für den Planeten“ in Szene setzt.

(Beispiel 12)

Und für dieses „gut für dich“, für den eigenen Körper, für die eigene Gesundheit, wäre hier ein Beispiel, also Hightech-Reinigung. Hier ist wieder alles auf Kontrolle, auf Disziplin, auf Wirkungsintensität abgestimmt. Hier wird geworben mit verschiedenen Patenten, hier wird verkündigt, dass man diese Zahnbürste mit Bluetooth anbinden kann und auf diese Weise alles überwachen, kontrollieren und optimieren kann.

Also: Produkte, die so inszeniert sind, können wir sagen, fungieren tatsächlich als eine Art von Trainer (Fitnesstrainer, Gesundheitstrainer, Motivationstrainer), vielleicht auch ein bisschen als Mahner, denn mit einer solchen Zahnbürste darf und kann man das, was man tut, auch nur professionell tun. Da ist eigentlich keine andere Verwendungsweise mehr möglich, so ein lasches Zähneputzen mal so schnell, 20 Sekunden, das geht ja nicht mehr.

Solche Produkte haben wir ziemlich zahlreich, die den Konsumierenden einerseits das Kompliment machen, Profis zu sein, eben nicht nur Laien zu sein, das wirklich ernst zu meinen, aber das auch verlangen dann, vollen Einsatz zu bringen, sich voll damit zu identifizieren.

Das ist eine Technologie, die wir feststellen, wenn wir mal den Blick zurückwenden, dass sich hier das Design, die Vermarktung von Konsumprodukten innerhalb eines halben Jahrhunderts doch sehr deutlich verändert hat und wir in viel größerem Ausmaß heute Produkte haben, die zu Leistung anspornen.

(Folie 13)

Ich möchte es mal an einem Beispiel im historischen Vergleich deutlich machen, wo es besonders anschaulich zu sein scheint: wenn wir von Personenwaagen sprechen (Herr Kleinschnittger hatte das auch schon kurz angesprochen), am konkreten Beispiel.

Links ein Beispiel aus den siebziger Jahren. Personenwaagen hatten abgerundete Seiten, gewölbte Trittflächen. Heute haben sie eher harte Ecken, klare Kanten, geometrische Formen. Früher waren es fröhlich-bunte Farben, wie hier in einem Fall als Blümchenmuster als Dekor, heute bestehen sie oft aus Glas, aus metallischem Untergrund. Das signalisiert schon: Das Wiegen kann man, anders als früher, nicht mehr bagatellisieren oder einfach nur als was Nettes empfinden, weil angesichts einer solchen Waage wie rechts, um einfach mal [...] sich noch mal vorstellen darf, auf so eine Glasscheibe, ist man nicht zu schwer dafür? Also man denkt schon, bevor man da drauftritt, vielleicht an die Übertretungen der letzten Tage, bekommt vielleicht ein etwas mulmiges Gefühl, schlechtes Gewissen. Das eigene Gewicht wird dann per LCD-Anzeige ganz offiziös, unerbittlich eben als eine ablesbare Zahl verkündet.

Bei diesen Waagen links, siebziger Jahre, gab es noch ein bisschen Möglichkeiten zu schummeln, zu interpretieren, je nachdem, ob man noch mal von oben oder ein bisschen von links oder rechts draufgeguckt hat. Also es war noch ein anderer

Modus, und bei [...] das wurde ja schon angesprochen, also es gibt heute [Fabrikate?], die nicht nur das Gewicht messen soll, auch Körperfett, Körpermasse, Muskelanteil. Es gibt Diagnosewaagen, es gibt Waage mit [...]anzahl, [...] wo auch immer gespeichert sind und sofort die Abweichung vom anvisierten Ziel dokumentiert wird und man eigene Verfehlung nicht nur einmal, sondern gleich öfters wiederholt [...]

Aber insgesamt kann man an so einem Beispiel sehen: Aus dem unkomplizierten Vorgang, den das Wiegen mal dargestellt hat, ist ein [...]komplex geworden, [...] die Rolle der Waage und ihr Status hat sich völlig verändert. Es ist eben nicht mehr der bauchige Komplize, wie noch vor fünfzig Jahren, sondern ein kühler, nüchterner [...] Richter geworden.

Und schon einer geringen Abweichung vom Idealgewicht oder einer negativen Trendanzeige droht der Verdacht, dass man sein Leben nicht im Griff hat, und andererseits kann man heute noch die Hypothese aufstellen, dass nicht zuletzt das Design solcher Waagen für die Zunahme von Ernährungsstörungen wie Magersucht oder Bulimie mit verantwortlich ist.

(Folie 14)

Mein letzter Punkt, mein letzter Gedanke: Eine Waage steht ja nicht isoliert für sich; viele Produkte heutzutage bestätigen, legitimieren sich wechselseitig –

[unverständlich, ca. 7 Sekunden]

Um jetzt zum Beispiel [...] einen Fahrradhelm oder so einen aufwendig inszenierten Sportschuh Höchstleistungen vollbringen zu können, muss man körperlich fit sein. Um das zu kontrollieren, dazu braucht man wieder eine solche Waage, und das führt dann wiederum zur Veränderung der

Ess- und Trinkgewohnheiten, sodass man ein Mineralwasser zu sich nimmt, das wie ein Energy Drink inszeniert ist, [...] verspricht.

Also wir sehen: So ein ganzer Kosmos an Produkten schafft dann auch ein [bildliches?] Korsett, ein Ritual, Verhaltensweisen, Bewusstseinsinhalten, Körpererfahrungen.

Und jetzt ist der entscheidende Unterschied: Wenn das reflektiert geschieht, wenn man sich bewusst dafür entscheidet und bestimmte Ziele hat, dann helfen diese Produkte natürlich bei der Selbstbestimmung. Wie gesagt, dann sind sie wie Trainer, mit denen man seinen Alltag gestalten kann. Wenn man sich aber einfach nur ein bisschen schnell und oberflächlich verführen lässt von einem Design, von einer Werbebotschaft, wird man von solchen Produkten auch schnell beherrscht und zu einer Lebensführung gebracht, die mit den eigenen Zielen nicht so viel zu tun hat.

Insofern das ist der daraus logisch folgende Appell, den man nur ableiten kann: Wir brauchen möglichst viel warenästhetische Erziehung, damit wir diese ganzen Botschaften, die in diesen Produkten stecken, möglichst bewusst aufnehmen und uns dann gezielt entscheiden, welche wir in unser Leben lassen und welche nicht. Herzlichen Dank.

Steffen Augsburg

Vielen Dank. Herr Orlok, wollen Sie von hier oder vom Pult? Wie Sie mögen.

Körperwissen im zeitgenössischen Tanz – Strategien der Selbstverortung

Ludger Orlok · Choreograf und Tänzer

Ich mache das gerne von hier aus. Vielen Dank für die Einladung, vielen Dank, Herr Augsburg.

Jetzt gibt es einen Sprung zurück zum Körper: der tanzende Körper, der ja eigentlich oft als perfektionierter Körper gesehen wird oder auch ein normierter Körper ist. Ich gehe aber von einer anderen Perspektive rein, denn der zeitgenössische Tanz hat mit seinen Entwicklungen, Fähigkeiten, Fertigkeiten, die er da weiterentwickelt und erforscht hat, etwas anderes reingebracht. Und wir gehen mit einem visuellen Einstieg rein. Film ab.

[Film, 3 Minuten]

In diesem 2016 von der Trisha Brown Company aufgeführten Version von *Roof Pieces* aus dem Jahr 1971 sind in Rot gekleidete Tänzer und Tänzerinnen auf den Dächern in einer Großstadt zu sehen. Der dreiminütige Ausschnitt ist in bewegter Vogelperspektive aufgenommen und zeigt in verschiedenen Sichtachsen, wie sich die Tanzenden in ihren geometrischen Tanzbewegungen impulshaft aufeinander beziehen, reagieren, Reaktionen weitergeben und sich in der architektonischen Umgebung verhalten. Zuschauende werden in dieser Aufnahme Teil der Aufführung, sind Beobachtende und Beobachtete gleichermaßen.

Die ursprüngliche Arbeit bestand darin, dass sich die Darstellenden im ersten Gebäude befanden, eine Reihe von improvisierten Bewegungen aufführten, die dann von jedem der verbleibenden Tanzenden nachgeahmt wurden, um diese von einem Körper zum anderen und von einem Dach auf ein anderes zu übertragen, bis das Ende der Kette erreicht war. Die Abfolge von Bewegungen erzeugte einen kumulativen Effekt kleiner Variationen aufgrund der visuellen und Raum-Zeit-Verschiebung. Darüber hinaus konnten die Zuschauenden von keinem einzigen Punkt aus die Reihenfolge aller Bewegungen sehen, wodurch die visuelle Wahrnehmung der laufenden Arbeit eingeschränkt wurde. Die Absicht war, eine Kommunikation über große Entfernungen zwischen Körpern zu schaffen und so die visuellen Vorstellungen und die des Gedächtnisses im traditionellen Tanz in Frage zu stellen. Mit dieser Choreographie stellte Brown auch die Definition von Choreographie als festgelegte Choreografie in Frage, die auswendig gelernt und

wiederholt würde, wobei die Ideen von „Übertragung“ und „Replikation“ als Repräsentationsstrategien eingesetzt werden.

[Text: Ludger Orlok]

Vielen Dank. Das war ein Ausschnitt aus *In Plain Site* von Trisha Brown aus der Arbeit *Roof Pieces*, die sie schon 1971 gezeigt hatte. Trisha Brown war eine Pionierin des postmodernen Tanzes der Bewegung seit den sechziger Jahren und eine der wichtigen neuen Stimmen in den USA, die den Blick auf den Tanz und vor allem auf die Tanztechnik revolutioniert hat.

Mit der Ergründung und Implementierung von Alltagsbewegungen in ihren Choreografien und dem Einsatz der sogenannten Release-Technik entstand nicht nur eine eindrucksvolle Virtuosität in ihren Tänzen mit minimalem Einsatz von Muskelkraft, sondern in der präzisen Erforschung, die über diese Bewegungsabfolgen und auch die initiierten Bewegungen zu einer weiteren Bewegung führten usw., fand auch eine Automatisierung statt, die zu ganz komplexen Choreografien führte. Damit entstand ein intuitives Körperwissen, das eine sehr natürliche Bewegungsästhetik hervorgebracht hat, wie wir sie gerade gesehen haben.

Mit meinem kurzen Beitrag „Körperwissen im zeitgenössischen Tanz – Strategien der Selbstverortung“ möchte ich einen Einblick in die aktuellen Techniken und Methoden im zeitgenössischen Tanz anhand von zwei später gezeigten weiteren choreografischen Arbeiten geben. In der Kürze der Zeit hoffe ich, dass wir dann eine Anregung haben für eine Diskussion und ein Gespräch danach und vielleicht auch für Weiterführendes.

Die hier ausschnittshaft gezeigte Arbeit von Trisha Brown ist immer noch bahnbrechend, weil sie über eine Erneuerung einer Tanztechnik hinaus den sogenannten Bühnentanz in den Stadtraum

verortet hat und damit auch ein In-Beziehung-Setzen nicht nur anschaulich, sondern für alle Zuschauenden und alle Beteiligten ebenso mitführend ermöglicht. Das fand auch parallel statt in den Urban Dances, im Hip-Hop, in den Bewegungen, die ich jetzt hier nicht ausführe, das ist nicht meine Expertise. Aber das ein Beispiel für das, was eben aus der Zeit heraus entstanden ist.

Von diesem Einstieg ausgehend möchte ich drei Gedanken anregen. Der erste ist: Die Expertise von TänzerInnen über ein gegenseitiges körperliches, emotionales, zeitliches Verhältnis zu ihrer unmittelbaren Umgebung hat seit der postmodernen Bewegung im Tanz die Techniken deutlich erweitert, weil eine intuitive, komplexe Selbstverortung in dialogischen Choreografien ermöglicht wurde, so wie wir sie gerade erlebt haben. Dieser Dialog findet in einem wechselseitigen Prozess mit allen Beteiligten statt, also auch den Zuschauerinnen, natürlich auch mit dem architektonischen Raum, mit der Stadtumgebung, aber auch dem ländlichen Raum, wenn es dort stattfindet, aber auch in unserem eigenen Inneren. Tänzerinnen sind mit umfangreich eingeübten Techniken der Selbstverortung Expertinnen des Miteinanders.

Zweitens. Ein kleiner Rückblick: In den vergangenen dreißig Jahren hat sich der zeitgenössische Tanz, und hier spreche ich von einem Genre, als eine selbstreflexive, kritische Praxis, als ein neues, heterogenes Element im Tanz entwickelt. Allen Strömungen gemeinsam ist ein umfangreiches Körperwissen, das gespeist wird durch viele Techniken (das hatte eben auch Mathis Klein-schnittger angesprochen), sei es Feldenkrais, die Alexander-Technik, aber auch Body-Mind Centering, also viele explorative Körpertechniken, die die Wahrnehmung für den eigenen Körper stärken, aber auch das Sich-in-Beziehung-Setzen zu dem Außen.

Das aktuelle Tanzgeschehen ist seit Beginn der neunziger Jahre geprägt durch ein prozesshaftes Vorgehen (was wir eben schon hatten), einen Prozess der Selbstoptimierung, der ja ein positiver Aspekt dessen ist, dass es eben nicht um einen abgeschlossenen, perfekten Körper gehen kann. Der Kern davon ist die permanente Selbstvergewisserung für die eigene Körperlichkeit, für automatisierte Bewegungsabläufe und für die Beziehungen, die ich zu mir selbst habe, aber auch zu anderen.

Drittens: Dieser Expertise des Miteinanders steht das Dilemma der vermeintlichen Selbstoptimierung und des unperfekten Körpers durch neue Techniken der digitalen Selbstvermessung im Alltag gegenüber. Bewegen wir uns da von unserem Körper weg oder von dem, was wir über uns selbst erfahren, oder vielleicht auch von dem anderen? Das wäre meine Frage. Denn diese neuen Techniken scheinen den Blick für ein individuelles, intuitives, für ein empathisches Sich-in-Beziehung-Setzen zu der unmittelbaren Umgebung und zum Gegenüber zu verhindern, in dieser Fokussierung auf sich selbst.

Zwei weitere Ausschnitte aktueller Choreografien möchte ich jetzt noch anbringen. Sie zeigen noch mal mehr, was die neue tänzerische Fähigkeit ausmacht. Dabei geht es inhaltlich oft um den kollektiven Körper. Es geht um Veränderungsprozesse in diesem gemeinschaftlichen Körper, der aus Individuen besteht, aber auch ein Gesamtbild zeigt.

Im folgenden Beispiel stehen Überlagerungen verschiedener Körpertechniken im Vordergrund. Da geht es um den sogenannten multiinformierten Körper, der im Zentrum einer Methodik steht, von Sergiu Matis entwickelt, ein Berliner Choreograf, die er „Visible Thinking Body“ nennt.

Ich behaupte (oder es ist eigentlich er, der das behauptet), dass darin ein Potenzial für eine Anerkennung des Unvollkommenen liegt bei einem gleichzeitigen Erscheinen des vielfachen sich überlagernden Körperwissens, sich intuitiv emotional zu sich selbst und zu dem anderen zu verhalten. In einer permanenten Achtsamkeit und Aufmerksamkeit für sich und für die Umgebung ist dies sowohl eine Überforderung als auch ein Miteinander auf Augenhöhe. In seinen Arbeiten entstehen Wechselspiele zwischen Utopien und Dystopien. Es finden sich Verbindungen zwischen den Menschen in einer Unverbundenheit. Gleichzeitig ist dies aber auch Ausdruck für eine Verbundenheit.

Sergiu Matis' Stück, aus dem wir jetzt einen kleinen Ausschnitt sehen, ist *Hopeless*. Es ist 2020 entstanden, ein dreistündiges Werk. Wir haben jetzt drei Minuten vor uns, die eher die Körpertechnik, auf die ich verwiesen habe, zeigen. Film ab, bitte.

In der Tanzperformance „Hopeless“ des Berliner Choreographen Sergiu Matis steht die pastorale Dichtung der Antike mit ihrer idyllisch überhöhten Naturbeschreibung im inhaltlichen Zentrum vor dem aktuellen Geschehen des Klimawandels und Artensterbens. In dem hier gezeigten dreiminütigen Ausschnitt treffen eine Tänzerin und zwei Tänzer in einer zerwühlten Bühnenlandschaft nach bereits 90-minütigen Exzessen aufeinander. Sie ziehen sich und den anderen von einer Körperhaltung in die nächste, getrieben von inneren und äußeren Impulsen von links nach rechts, nach vorne und wieder zurück in einem erneuten Formationen ohne Anfang und Ende. In „Hopeless“ lässt die Relation von poetischer Sprache und Choreographie Wörter jammernd auf Haut prallen und Stimmbänder Bewegung ver-tonen, um laut schreiend dystopische Szenarien zu verkörpern. Hoffnungslosigkeit ist kein Zustand der Lähmung, sondern eine mächtige Kraft, die uns zum Handeln motiviert.

[Text: Ludger Orlok]

Vielen Dank. Das war jetzt abrupt, dieser Ausschnitt. Das als erstes Beispiel.

Ein weiteres Beispiel: Das ist ein Trailer von dem Stück *Reflection* von Isabelle Schäd, eine Berliner Choreografin, wo auch Matis Kleinschnittger mit-tanzt. Diese Arbeit zeigt wundervoll metaphorisch unser Zusammenleben in all seinen Facetten, und Isabelle setzt dies auch formalästhetisch kongenial um. Die beteiligten Tänzer:innen sind alle im Body-Mind Centering versiert, und wir sehen jetzt, was diese Technik vermag. Noch mal Film ab, bitte.

„Reflection“ ist Wahrnehmung, Betrachtung, Wandel und Perspektive. Eine Gruppe von Performer:innen verhandelt das Theater als sozialen Versammlungsort, als Reflexion über Leben, Verwandlung (und Tod) und als eine Apparatur, deren Motoren mit der Biomechanik und Bewegung des menschlichen Körpers interagieren. Die Arbeit entfaltet eine hybride Zone aus gespiegelten Realitäten und skulpturalen Figurationen, Kettenreaktionen und Rotationen, leblosen und lebendigen Körpern. Körpern, die aus Vielen gemacht sind, die auseinanderbrechen, in ihre Einzelglieder zerfallen und sich wieder zusammenschieben: ein kraftvoll-sinnlicher Transformationsraum zwischen Monstrosität und Kontemplation. „Reflection“ ist der letzte Teil einer Trilogie über kollektive Körper. Von der Utopie der Gemeinschaft („Collective Jumps“) zur Analogie der Natur („Pieces and Elements“) bringt „Reflection“ den Fokus auf die Kräfte, die uns bewegen und auf die Bedeutung der Singularität, andere zu bewegen: Jede(r) Einzelne kann Nukleus, treibende Kraft, Protagonist, Opfer oder Samenkorn sein, um den sich die Gruppe bildet oder reagiert.

[Text: Ludger Orlok]

Wer diese Arbeit in Gänze sehen will: Nächste Woche ist sie in Ljubljana, und *Hopeless* wird am 12. Dezember noch mal hier in Berlin aufgeführt. Also, wer drei Stunden Zeit hat: Es lohnt sich.

Zum Abschluss gibt es noch ein paar kurze Bemerkungen von mir: Neben der ganzen Entwicklung im zeitgenössischen Tanz hat zum Glück auch die Tanzwissenschaft in Deutschland Einzug in die Universitäten gehalten, wo wir jetzt mehr und mehr wissenschaftlich ergründen, wie komplex das Körperwissen ist und was Körperwissen im Tanz eigentlich bedeutet.

Es gibt auch erfreuliche Projekte im Bildungsbereich, die auf diese Techniken, die in den letzten dreißig Jahren mehr und mehr trainiert oder auch erfunden wurden, Bezug nehmen, sicherlich auch auf Bewegung aus dem Anfang des letzten Jahrhunderts, das darf ich nicht verschweigen. Das ist also eine längere Entwicklung aus der Moderne heraus.

Und es gibt Projekte in den Schulen. In Berlin ist es TanzZeit in den Schulen. Das ist ein wichtiges Projekt, von Livia Patrizi initiiert, die es geschafft hat, dass eine Tanzstunde, Tanzunterricht im Stundenplan in den Schulen, also im Curriculum eingebettet ist. Da können sich Schulen bewerben. Der Unterricht wird meist von freien zeitgenössischen Tänzerinnen unterrichtet, und das hat sehr viel Erfolg. Das wird in anderen Ländern auch praktiziert, auch in anderen Bundesländern. So wird dieses Wissen, das mehr und mehr gefunden wurde, auch weitergegeben.

Das führt zu dem, was ich gesagt habe: Wie können wir uns weiter auf uns beziehen, unser Körperwissen verstehen, aber das auch in Bezug zu den anderen setzen? Deshalb drei Punkte:

Einerseits die Leibhaftigkeit in dem, wie wir mit uns weiter umgehen wollen, jenseits auch der Möglichkeiten, die digitale Selbstvermessung bietet; zweitens die Nähe zum eigenen Körper zu verstehen, wenn wir uns digital selbst vermessen, aber auch zu verstehen, was bedeutet das? Und welche anderen Techniken und welches andere intuitive Wissen haben wir aber auch und müssen

und sollen das weiterentwickeln und dürfen es nicht vergessen, sollen es lernen und auch erhalten? Insofern: Es gibt viele Wege, sich zu vermessen und auch Erfahrungsräume zu etablieren, und ein Erfahrungsraum hat sich womöglich durch die Herangehensweisen im zeitgenössischen Tanz bereichert.

Mit diesen visuellen Eindrücken hoffe ich jetzt eine kleine Anregung gegeben zu haben und bedanke mich für die Aufmerksamkeit.

Steffen Augsberg

Herzlichen Dank auch Ihnen, Herr Orlok.

Wir machen jetzt eine kleine Pause. Sie können die Pause nutzen, um ein bisschen zu netzwerken oder bei Trember reinzuschauen, und vor allem stellen Sie bitte Fragen zu diesen beiden Vorträgen, die unterschiedliche Aspekte des Phänomens Selbstvermessung beleuchten, aber genau deshalb aus unserer Sicht gut miteinander kombinierbar sind, weil wir es nicht mit einem einfachen, eindimensionalen Problem zu tun haben, sondern es in unterschiedlichsten Konstellationen zum Ausdruck kommen kann. Und was ein Body-Mind Centering ist, verraten Sie uns vielleicht gleich auch noch, da bin ich schon gespannt.

Diskussion

Moderation: Steffen Augsberg

Herzlich willkommen zurück. Solange ich Herrn Ullrich noch nicht sehe, der Appell an Sie alle: Bitte beteiligen Sie sich weiterhin eifrig und stellen Fragen an die beiden Herren, die uns mit ihren Referaten schon reich belehrt haben, aber dankenswerterweise noch zur Verfügung stehen, um das zu ergänzen und weiter auszuführen.

Uns hat in der Pause eine Frage erreicht zur Lage des Körpers als Produkt (und das ist ein guter Punkt, um die beiden Referate miteinander zu

verschränken): einerseits die Konsumentenperspektive, die Produkte, die uns formen, und andererseits die Frage, inwieweit uns die kapitalistische Lebenssituation, in der wir uns befinden, Körper als Produkte empfinden lässt. Vielleicht könnten Sie das aufgreifen. Hier heißt es konkret:

Müsste nicht auch der Körper als Produkt thematisiert werden, wie als schön von den Medien dargestellt? Es geht also auch um die ansteigenden Fragen nach Schönheitschirurgie, man könnte das auch ausführen und sagen, nach der allgemeinen Optimierung des eigenen Körpers.

Herr Orlok, wenn Sie vielleicht anfangen? Dann können wir, Herr Ullrich, wenn Sie mögen, sofort anschließen.

Ludger Orlok · Choreograf und Tänzer

Im zeitgenössischen Tanz ist die Objekt-Subjekt-Debatte ganz groß, schon seit vielen Jahren. Ich glaube, da würde man sich nicht verwehren, aber schon sagen, wir reflektieren das und sehen, dass man natürlich immer auch das Objekt auf der Bühne ist, das angeschaut und konsumiert wird.

Gleichzeitig gibt es aber gerade in diesen prozesshaften Konzepten den Moment des Partizipativen, wo sich die Grenzen oder die Schranken auflösen. Der Zuschauende wird zum Darsteller, wie wir jetzt auch bei Trisha Brown gesehen haben, andeutungsweise nur; die Stadtbevölkerung dort war ja Teil des Kunstwerks, und da lösen sich die Grenzen auf. Insofern würde ich sagen, das ist schon sehr bewusst und wird in vielen Kunstbereichen thematisiert.

Steffen Augsberg

Entschuldigung, Herr Orlok, wenn ich da nachfrage, weil ich als Jurist daran interessiert bin. Es gibt eine verwaltungsrechtliche Rechtsprechung, die Peepshows als menschenwürdevidrig einordnet mit dem Argument, es findet keine Interaktion

statt. Also wenn Spiegel dazwischen sind, die einseitig sind – die in der Kabine können betrachten, aber die Damen (sind es meistens, glaube ich) in den Peepshows können nicht sehen, wer sie beglotzt – das wird als Verobjektivierung verstanden, genau wegen dieser Einseitigkeit, dieses Kontaktverlustes oder dieser nicht gegebenen Möglichkeit, auf die ein oder andere Weise, sei es nur durch Blickkontakt oder so was, miteinander zu interagieren.

Das scheint bei Ihnen in ähnlicher Form thematisiert zu werden, wenn auch natürlich nicht in den juristischen Termini oder in den entsprechenden normativen Vorgaben.

Ludger Orlok

Ja. Nichtsdestotrotz gibt es, glaube ich, genügend Zuschauende, die Lust auf einen dunklen Theaterraum haben und das auf der Bühne Stattfindende betrachten möchten und das als ein sinnliches Erlebnis haben. Und diese Erweiterung von einem sinnlichen Erlebnis in den partizipativen Projekten, wo es eben um Grenzüberschreitung geht und auch um die Gegenseitigkeit, das ist auch im dunklen Theaterraum nicht wegzudenken, die ist ja trotzdem da. Als Darsteller möchte ich auch – selbst wenn mich das Licht blendet, habe ich den Kontakt. Ich weiß nicht, ob eine Glasscheibe da ausreichend ist in der Kunst. Juristisch vielleicht schon, aber ich glaube nicht.

Steffen Augsburg

Es ist juristisch auch umstritten, aber es ist ein Argument dafür, zu sagen: Wann, wie würden wir jemanden verobjektivieren? Eben indem wir sagen, wir haben keine direkte Kontaktmöglichkeit mehr.

Herr Ullrich, bei Ihnen klingt auch nicht eine Verdinglichung im engeren Sinne an, aber doch eine Form von Nutzbarmachung und Formung des Konsumenten, die eigentlich an dessen Willen

vorbei erfolgt, die unbewusst für ihn erfolgt und insoweit auch eine gewisse Problematik mit unserem am Vormittag thematisierten Autonomieverständnis aufwirft.

Wolfgang Ullrich · Kunsthistoriker und Kulturwissenschaftler

Der Körper als Produkt – ein bisschen zögere ich, mir diese Formulierung zu eigen zu machen, weil damit eine oft eindeutig kulturpessimistische Konnotation verbunden ist. Damit geht eine Chance auf Differenzierung verloren, die man aber nutzen sollte.

Natürlich gibt es solche Fälle, wo Menschen ihren Körper auf eine bestimmte Art, Schönheits-OPs war das Stichwort, ausrichten, um mehr Geld verdienen zu können, in bestimmten Bereichen Erfolg haben zu können, während man [...] Influencerinnen [...], da trifft es sicher zu, da könnte man tatsächlich vom Körper als Produkt sprechen.

Aber in vielen anderen Fällen geht es schon zumindest auch darum, dass diejenigen, die sich bestimmter Techniken bedienen oder den Körper auf bestimmte Art verändern, [...] darum, sich selber besser zu fühlen, sich selber auch Erfolgserlebnisse zu bereiten, und da ist dann vielleicht ein Erfolg im Beruf oder anderswo eher sekundär. Diesen Unterschied würde ich schon gerne machen.

Und [...] gerade gesagt haben, da geht es beim Einsatz oder bei der Verwendung dieser ganzen Konsumprodukte weniger darum, zum Produkt zu werden, aber vielleicht schon ein Stück weit auch zum Objekt zu werden, in dem Sinne, dass diese ganzen Appelle und Normierungen und Imperative, die von Produkten ausgehen, schon dazu führen können, dass man sich unfrei fühlt oder in einem Moment der Erkenntnis bemerkt, wie sehr

man davon auch gelenkt wird in seiner Wahrnehmung, in seinen Werten, in vielem anderen. Deswegen war ja mein Plädoyer auch so was wie eine warenästhetische Erziehung, um sich das möglichst immer bewusst zu machen.

Und mir [...] Herr Orlok, zu dem Filmausschnitt, den [...] gezeigt hat, doch noch mal so eine mögliche Brücke zwischen unseren beiden Themen eingefallen. Da kann ich kurz auch als Kunstwissenschaftler sprechen. Es gibt die großartige und berühmte Street-Work-Art der US-amerikanischen Künstlerin Martha Rosler aus der Mitte der 1970er Jahre, *The Semiotics of the Kitchen* heißt dieses Video. Rosler zeigt sich dort selbst im Umgang mit Küchengeräten [aller?] Art und führt vor, was diese Geräte von ihr verlangen, welche Art der Handhabung, welche Art von Körperverhalten, und versucht zum Teil das zu parodieren, sich nämlich dagegen aufzulehnen. Insofern ist das Video ausgezeichnet, weil es bewusst macht, wie sehr Alltagsgegenstände uns in einer bestimmten eben auch [...] unseren Körper konditionieren und wie man sich aber auch davon wieder befreien kann, wie man sich das bewusst machen kann.

Jetzt hat Rosler das schon in den siebziger Jahren gebracht, und eine These meines Vortrags war, dass seit den siebziger Jahren eine Menge passiert ist, an Produktdesign, unsere [...], die Imperative, die auf unsere Körper eingehen und [...]

Um so wichtiger sind solche Arbeiten, um uns immer wieder die Chance zu geben, aus einem reinen Objektcharakter herauszufinden, aus der Heteronomie wieder in die Autonomie zurückzukommen, um diesen Begriff von heute Vormittag noch mal aufzugreifen.

Steffen Augsberg

Jetzt haben Sie insbesondere an diesem Sojamilchkarton ausgesprochen, belegt, dass es Imperative unterschiedlicher Zielrichtungen gibt, also dass da offensichtlich gespielt wird mit einer, sagen wir mal, im engeren Sinne Körpererwartung: ohne Zucker, gesund, proteinreich, aber auch mit spezifischen Persönlichkeitsmerkmalen: Ich möchte gerne jemand sein, der die Umwelt schon, der vielleicht keine Tiere dafür töten lässt oder der klimaneutral agiert; das war bei der Zahnbürste auch ein Thema.

Ich frage mich dabei, inwieweit diese Imperative, die Sie beschreiben, vorgefunden sind oder durch diese Konsumprodukte geprägt werden. Meine Vermutung wäre eher, dass eine Firma wie dieser Sojamilchhersteller sagt: Was ist denn so ein gängiges Narrativ? Wie sehen sich die Leute? Alle haben Angst vor dem Klimawandel, also wollen sie klimaneutral sein. Oder umgekehrt: Alle wollen einigermaßen schlank und schön sein und deshalb, das ist irgendwie das Einfachste [...].

Aber wenn ich Sie richtig verstanden habe, ist ja der Witz irgendwie in der Ausführung, dass man sagt: Es ist mehr als das. Es ist nicht nur ein Vorfinden von bestimmten sozial bestimmten Idealen, dem man sich dann in der Konsumgestaltung anpasst, sondern es formt weiter und es hat so einen überschießenden Effekt, wenn man das so sagen möchte. Habe ich das richtig gesehen?

Wolfgang Ullrich

Das haben Sie richtig gesehen. Wir sind ja [...] Henne-Ei-Thematik [...] die Frage, was war zuerst: ein bestimmter Wert oder eine bestimmte Produktinszenierung? [...] in dem Henne-Ei-Prinzip, also die Unternehmen betreiben Marktforschung, kriegen mit: Oh, das interessiert jetzt Konsumentinnen, Konsumenten mehr als noch vor fünf Jahre, dann ändern sie ihren [...] Auftritt entsprechend, dass sie nur [...]

Und dann kriegt das mehr Nachfrage, dann wird das eingeübt, ver[...] gefeiert durch [...] ein anderer Trend im Mittelpunkt. Insofern kann man auch sagen: Lange Zeit war diese Art von Produktszenierung nicht darauf angelegt, Gesellschaft aktiv zu verändern, sondern eher zu bestätigen, zu verstärken, was schon da ist.

Wenn ich sage, das war lange Zeit so, dann klingt an, dass das vielleicht heute aus meiner Sicht zumindest nicht mehr so pauschal gilt. Wir haben viele gerade auch Unternehmen so im Start-up-Bereich, die von vornherein eigentlich mit so einem eher programmatisch-inhaltlichen Anliegen starten und erkannt haben, dass Produkte Massenmedien sind, dass man damit aber vielleicht auch Gesellschaft erziehen oder verändern kann. Und die durchaus auch auf Risiko was herstellen, in der Hoffnung, dass dann die Nachfrage dafür auch da ist, aber diese inhaltlichen Aspekte, dieses auch Kommunizieren bestimmter Werte viel mehr noch im Vordergrund steht und vielleicht schon der Gründungsimpuls für ein Unternehmen ist.

Insofern findet heute, wenn man es kritisch sieht, eine Art von Ideologisierung durch Konsumprodukte viel stärker statt als vielleicht noch vor dreißig oder fünfzig Jahren, als man einfach unternehmerisch [...] womit können wir am schnellsten am meisten Umsatz machen. Da hat sich was verändert, und diese Tendenz könnte noch stärker werden.

Das macht es wiederum umso wichtiger, dass man diese Konsumprodukte, diese Inszenierungen sehr ernst nimmt, denn das sind Massenmedien, die Menschen sehr stark prägen und die tatsächlich in der Summe eine Gesellschaft verändern können.

Steffen Augsberg

Sie haben in dem Vortrag auf den Folien am Rande das Viva-con-Agua-Projekt – das spielte, glaube ich, auch bei der Zahnbürste eine Rolle. Das wäre ein wunderbares Beispiel dafür, mit einem moralischen Anspruch kommerziell tätig zu sein und damit diese alte Vorstellung, der Bäcker macht keine guten Brötchen, weil er mir einen Gefallen tun möchte, sondern weil er Profit machen möchte, unterlaufend.

Wahrscheinlich das sprechendste Beispiel im Moment oder wo wir das am deutlichsten immer vor Augen geführt bekommen, sind die großen Internetkonzerne, allen voran Facebook, die ja massiv propagieren, Google sagt auch: „Wir sind die Guten, wir haben moralische Ansprüche“, und dann kommen irgendwelche Whistleblower und lassen das doch ein bisschen anders aussehen, weil sie eben auch kommerziell höchst erfolgreiche Unternehmen sind.

Aber für die Gestaltung der Vermessung war meine Frage, ob es nicht noch andere Produkte gibt, die das noch stärker pushen oder noch stärker in diese Vermessungskonstellation hineingehen jenseits der Alltagsprodukte, die Sie aufgezeigt haben. Aber das könnte man, glaube ich, noch weiter treiben oder könnte sagen – das gibt es, lasse ich mir erzählen, ich bin Fahrradfahrer, aber es gibt Autos, die eine komplexe Sensorik haben, also schauen, ob mir die Augen zufallen beim Fahren oder Ähnliches. Das ist auch eine Form von Überformung oder Steuerung des Konsumenten, in dem Fall vielleicht segenstiftend, aber trotzdem problematisch, wenn ich mir vor Augen halte, dass ich ständig unter Kontrolle bin.

Wolfgang Ullrich

Ja, selbstverständlich gibt es Produkte, die das noch sehr viel expliziter oder auch erklärtermaßen tun [...] auch ein Gebrauchswert ist, wie die Apple, das wurde heute auch schon erwähnt, oder

es wurden die Sport- oder Gesundheitsapps erwähnt. Das sind auch Produkte, die mir helfen sollen, meinen Alltag zu takten und bestimmte Ziele besser zu erreichen. Ich glaube, da haben wir heute schon einige schöne Beispiele gehabt.

Mich interessiert tatsächlich noch mehr an dem Thema, wie das selbst bei Alltagsprodukten, bei denen das gar nicht das erklärte Ziel ist, stattfindet oder das vielleicht auch unterschwelliger stattfindet und vielleicht auch umso folgenreicher oder umso eher die Gefahr besteht, dass wir in der Summe der Produkte sehr heteronom werden und uns in Handhabungen begeben, die wir vielleicht, wenn wir nüchtern gefragt würden, gar nicht wollen.

Also diese andere Zahnbürste, die ich gezeigt habe, diese Hightech-Zahnbürste, [...] viele Leute sind einfach fasziniert, weil das so technisch aussieht und so aufregend neu, und kaufen sich so was dann und werden ein Stück weit auch zu Sklaven eines solchen Dings, und – ja, wir haben so wenig Produkte, die uns überhaupt noch erlauben, nicht professionell damit umzugehen, also auch mal was halbherzig-beiläufig, vielleicht auch schlampig zu machen, und das wäre so ein natürlich mit Augenzwinkern vorgetragener Appell an die Designerinnen und Designer: Entwerft doch auch mal Produkte, wo man etwas auch tun kann, ohne Höchstleistungen bringen, ohne ein Streber sein zu wollen und besser als andere oder noch perfekter oder noch professioneller. Das täte mal ganz gut, so als Gegenbewegung zu dieser ganzen Professionalisierung des Alltags.

Dann haben wir noch diese Produkte, das [...] angesprochen haben, die explizit dazu da sind, uns zu messen und zu quantifizieren.

Steffen Augsberg

Frau Wild hatte vorhin von dem Ethics by Design gesprochen, eine Sloppiness by Design. Das wäre

natürlich auch eine schöne Vorstellung zu sagen, das muss alles ein bisschen entspannter werden.

Es kommt jetzt von den Zuschauern die Frage, was Sie von Dingen wie Alexa halten, also konkret den Alltag mitgestaltender, sagen wir mal partiell künstlicher Intelligenz.

Wolfgang Ullrich

Ja gut, bei Alexa ist eher die Sorge, dass man überwacht wird, dass man abgehört wird, dass das, was in den vier Wänden gesprochen wird, vielleicht noch woanders landet. Da geht es nicht so sehr darum, dass wir getaktet werden, außer natürlich, wir gewöhnen uns an, ein Gerät wie Alexa alle fünf Minuten was zu fragen, und nicht mehr in der Lage sind, selber ein Lexikon in die Hand zu nehmen. Oder aus dem Fenster zu schauen, um zu sehen, wie das Wetter ist. Aber ich glaube, das ist gar kein Problem für die Menge [.....] Produkte, über die ich gesprochen habe.

Steffen Augsberg

Ich finde das aber ein interessantes Beispiel, weil es vielleicht erlaubt, noch mal den Bogen zu schlagen zu dem, was Herr Orlok gesagt hat. Man kann ja sagen, dass so eine epistemische Problematik in Ihren beiden Vorträgen auftaucht: Was gibt es für ein implizites Wissen, intuitives Wissen, haben Sie, glaube ich, gesagt. Ich fand es verblüffend, dass Sie sagen: Wir haben ein intuitives Wissen, das aber methodisch gewonnen wird. Also [...] stärker, wo es strukturierte Verfahren zur Wissensgenerierung gibt, wenn ich es richtig verstanden habe, als bislang, und daraus resultiert ein intuitives Körperwissen. Das ist vielleicht doch erklärungsbedürftig, jedenfalls würde ich Sie bitten; und ich glaube, bei Herrn Ullrich ist das auch so, dass man sagen kann, wir haben eine bestimmte Form von Informiertheit als Konsument, die an der Stelle natürlich auch unterlaufen

wird, also auch dort eine epistemische Dimension.

Ludger Orlok

Zum einen glaube ich, dass die Techniken, die schon lange bekannt sind, bei uns schon lange praktiziert werden, nur in einem bestimmten Bereich des Tanzes praktiziert werden. Es dient eher exemplarisch dazu, was passiert, wenn wir uns einerseits selbst vergewissern, in diesem Selbstverortungsmoment – also gerade was wir an Yoga haben, wer sind wir eigentlich? Wenn ich jetzt ein technisches Gerät dazu brauche (jetzt als kritische Anmerkung), um zu wissen, wer ich bin, dann fühle ich mich schon verloren. Aber es geht ja genau darum, sich nicht zu verlieren und diese Automatisierung von Abläufen so einzuüben, dass sie irgendwann überhaupt nicht mehr durch den Geist gehen müssen.

Body-Mind Centering als Beispiel ist so eine Methode, die einerseits (das ist aber ein ganz anderer Komplex) aus einer künstlerischen Forschung entstanden ist, aber vor allem darauf abzielt und die durch permanente Wiederholung und das In-sich-Versenken dazu führt, dass bestimmte Abläufe und bestimmte Zustände nicht mehr durchdacht werden müssen. Also ich kann mich in Zustände versetzen, ohne groß darüber nachzudenken, und das hat dann eine ästhetische Wirkung.

Steffen Augsberg

Das würde man beim Sport irgendwie mit Muscle Memory beschreiben oder so was [...] oder deutlich einfachere, also weniger ambitionierte Semantik zunächst mal. Das klingt ja auch nach mehr: Man versetzt sich in eine Situation hinein, offensichtlich ist ein Geisteszustand damit gemeint, der nicht nur darauf hinausläuft zu sagen, der Außenristpass muss nicht überlegt werden, sondern ...

Ludger Orlok

Ja.

Steffen Augsberg

... kann man oder ist das, also ich hoffe, dass das die anderen auch interessiert, aber wie habe ich mir das in der Ausbildung vorzustellen? Ich finde das ein hochspannendes Konzept zu sagen, dass man Intuition erlernen kann. Das ist etwas, was der normalen Vorstellung eher widerspricht.

Ludger Orlok

Vielleicht ist das missverständlich, aber die Intuition liegt in uns, aber wir praktizieren sie nicht, und vielleicht helfen uns diese Techniken, uns wirklich darauf zu beziehen oder beziehen zu können, das zuzulassen. Das wäre der Raum des Sich-Befreiens von äußeren Zwängen, und da etwas zuzulassen. Aber ich glaube, in dem tänzerischen Kontext geht es eher um die ästhetische Qualität, die damit entsteht oder entstehen kann. Das ist ein Weg. Es gibt sicherlich noch andere Wege, aber da liegt, glaube ich, der Kern darin, dass wir damit Qualitäten erzeugen.

Steffen Augsberg

Darauf kann man vielleicht gleich noch mal zurückgehen. Es gibt von Robert Audi diese Intuitionismusvorstellung, zu sagen, wir brauchen bestimmte Dinge gar nicht zu wissen, um zu erkennen, ob etwas funktioniert, ob etwas gut ist. Also man muss nicht musikalisch sein, um zu hören, wenn ein Genie die Bratsche mit einem einzigen Strich bedient, und so kann man wahrscheinlich auch Ästhetik oder ästhetische Erscheinung erkennen, ohne das gelernt zu haben. Also wenn ich das nachtanzen würde, sähe es nicht so aus wie bei Ihnen [lacht]. Das heißt, da haben wir beim Publikum eine Form von offensichtlich mehr oder weniger intuitiver Vorformung, oder wir treffen ein ästhetisches Empfinden.

Da kommt eine Frage aus dem Publikum: Wie geht das eigentlich mit der Ästhetik und der In-

klusion? Haben zum Beispiel Tänzer mit Einschränkungen eine Möglichkeit, eine Chance im Kunstbetrieb?

Ich weiß nicht ganz genau, was Einschränkung an der Stelle meint. Also nehmen wir unser Beispiel mit dem Herrn mit der Prothese. Da könnte man sich sicherlich vorstellen, dass das irgendwie integrierbar ist. Aber gibt es nicht auch Grenzen, einfach ästhetische Grenzen dessen, was integrierbar ist?

Das war vorhin auch Ihre Frage gewesen: Wie lassen sich vielleicht solche Erwartungshaltungen verändern, gestalten? Ist das eine Aufgabe auch des modernen Tanzes, nicht einfach nur vorzuschreiben, wie wir uns Tanz immer vorgestellt haben?

Ludger Orlok

Auf jeden Fall. Das Beispiel habe ich vergessen anzubringen. Es gibt ein Projekt in Berlin, das heißt *Making a Difference*. Da geht es genau darum, andere Körperlichkeiten zu integrieren oder eigentlich davon auszugehen, dass – selbstverständlich, es geht nicht um die Vielzahl oder die Anzahl der Pirouetten, die gedreht werden, sondern um ganz andere Formen des Ausdrucks und auch da der Praxis. Das ist gerade am Beginn. Es gibt Ausbildungsstätten, die versuchen eine Diversität auf allen Ebenen abzubilden. Das muss jetzt begonnen werden, und dann wird sich das irgendwann auf den Bühnen abbilden, und das tut es schon.

Steffen Augsberg

Jetzt kommt eine Frage, die Sie, Herr Ullrich, vielleicht aufnehmen könnten, die ich aber zunächst Herrn Orlok stelle, weil sie an ihn gerichtet ist. Herr Orlok, in Ihren Beispielen waren am eindrücklichsten die Gruppendynamiken. Funktionierte das Körperwissen besonders gut kollektiv?

Das gilt vielleicht für das Konsumentenwissen in ähnlicher oder in anderer Form.

Ludger Orlok

Ja, das ist ein tolles Beispiel oder eine Frage, denn da erscheint es ja. Was mit dieser Technik auch ermöglicht wird, ist genau dieses Aufeinander-reagieren-Können, Impulse wahrzunehmen, nicht nur aus meinem Inneren heraus, sondern auch die des anderen, und damit umzugehen. Das ist das, was ich auch für diese Thematik heute insgesamt so spannend finde, dass wir uns die Fähigkeit erhalten oder ausbauen, Impulse wahrzunehmen und nicht zu bewerten, und damit umzugehen.

Steffen Augsberg

Da müssen wir vielleicht gleich noch mal weitermachen. Herr Ullrich, können Sie das mit Blick auf die Konsumdetermination ergänzen?

Wolfgang Ullrich

Ja. Auch da geht es oft um Gruppenphänomene, um soziale Dimensionen. Man könnte sagen, die Konsumwelt ist beherrscht von Decorum-Regeln, also von Regeln, wie man sich in bestimmten Situationen verhalten soll. Für manche Bereiche hatten wir das schon viel früher in unserer Gesellschaft, wenn man an Kleidung denkt: Auf eine Beerdigung geht man anders als auf eine Hochzeit. Dieses Prinzip haben Hersteller in den letzten dreißig Jahren auf fast alle Lebensbereiche ausgedehnt.

Mit dem Fachbegriff nennt man das bisschen merkwürdig, Verfassungsmarketing, also ein Marketing, was darauf abzielt, die verschiedenen Verfassungen, in denen man etwas benutzen kann, um ein Produkt, ein Objekt [...] zu inszenieren und damit auch Differenzen zu schaffen, und damit lassen sich auch Konventionen oder irgendwie [...]regeln erstellen. Also das [...] Ziel der Hersteller [...] zu erreichen, dass noch mehr konsumiert wird, dass man nicht nur zufrieden ist,

nur einen Pfefferstreuer bei sich zu Hause zu haben, sondern auch eine Pfeffermühle und auch noch eine spezielle Pfeffermühle, wenn besondere Gäste kommen. So kann man es durch alle Produkttypen ziehen, dass man heute, wenn man ein guter Konsument, eine gute Konsumentin ist, für unterschiedliche Situationen, in denen ein Produkttyp Verwendung findet, auch unterschiedliche Varianten hat. Man nimmt morgens ein anderes Duschgel als abends.

Es geht immer darum, letztlich solche Decorum-Regeln zu erfüllen und sich auch als sozial sensibel, als angemessen reagierend in einer Situation zu zeigen. Da wirken Konsumprodukte negativ gesagt, extrem normierend und imperativisch-positiv gesagt, enorm zivilisierend, differenzierend und sensibilisierend.

Es hat immer zwei Seiten natürlich, und es liegt an uns, ob wir eher zum Opfer der Normierung werden oder umgekehrt das Heft so in der Hand haben, dass wir [...] für Differenzen, die vielleicht vor zwanzig, dreißig Jahren so noch nicht bewusst waren. Das wäre dieses intuitive Körperwissen, was da entsteht, einfach durch die angemessene Verwendung einer Vielzahl von Produkt[...] in der jeweiligen Situation.

Steffen Augsburg

Eine Disziplinarmacht ist heute Morgen auch schon von Frau Richter angesprochen worden, natürlich in einem anderen Kontext, das ist aber ausgesprochen spannend. Ich finde, aus Ihren Beispielen herausgreifend, diesen Nutri-Score auch faszinierend, wo man sagen würde, das ist zunächst etwas, was in einer naiven Betrachtung einen informatorischen Gehalt hat. Der Kunde kann sich das anschauen und erkennen, vielleicht wusste er das vorher nicht: Die Milchschnitte ist nicht so gesund wie der Apfel. Das ist eine Erkenntnis, die ihm auf diese Weise vor Augen geführt wird.

Auf den ersten Blick würde man sagen: Das ist zunächst mal was Gutes. Das ist eine Transparenz, die hergestellt wird, und dagegen kann man eigentlich nichts haben. Aber gleichzeitig ist es natürlich mehr als das, weil ein Wissensdefizit postuliert oder angenommen wird und gleichzeitig mit dieser epistemischen Annahme eine normative Forderung einhergeht, nämlich, jedenfalls implizit, die Annahme, dass man bitte schön das gesunde Produkt kauft.

Das ist ja interessant, dass wir sagen, das ist ein softer Paternalismus an dieser Stelle. Damit gehen – das können Sie bei Energieklassen auf dem Kühlschrank oder auf der Waschmaschine oder so was in ähnlicher Form schon länger sehen – bestimmte Steuerungsintentionen einher.

Wolfgang Ullrich

Ja, wobei so was wie Nutri-Score ein simples [...] der Werbung ist. Die Unternehmen entscheiden ja selbst, ob das auf ihren Produkten draufsteht oder nicht, und sie gewährleisten einfach, dass sie richtige Angaben machen. Man muss das dann immer noch mal prüfen. Das heißt, man kann davon ausgehen, dass nur die Unternehmen, die feststellen, sie kommen in den Bereich A oder B, das überhaupt draufschreiben, die anderen nicht. Ich wäre gespannt auf ein Produkt, wo groß die Nutri-Score-Gefahren-Rot leuchtende Stufe G angegeben ist. Das wäre schon wieder eine Parodie auf die Sache. Insofern ist das nur wie irgendein anderes mehr oder weniger überzeugendes Gütesiegel auch, das wir schon seit zwanzig Jahren haben.

Aber Sie haben recht, das suggeriert noch mal auf eine andere Art auch eine Exaktheit, und wenn uns das [...] die Sie gar nicht wirklich haben können, weil wie kommt jetzt diese Kategorie A zustande aus zwanzig einzelnen Werten, und für die einzelne Verbraucherin, den einzelnen Verbraucher wird vielleicht ein ganz spezifischer Wert

von diesen zwanzig relevant aufgrund der eigenen gesundheitlichen Disposition. Das sagt also gar nichts aus oder wiegt in falscher Sicherheit, nur weil da A draufsteht.

Das sind alles letztlich so Entscheidungen, die im Vorfeld getroffen wurden, was wird jetzt als wertvoll angesehen, was nicht? Das eine ist vielleicht medizinisch eindeutig, bei anderen gibt es vielleicht verschiedene Meinungen, wie relevant das für die Gesundheit ist. Das ist ein bisschen wie beim Wahl-o-mat: Da kommt ein Ergebnis raus, aber natürlich nur auf der Basis der Fragen, die gestellt werden. Für einen selber sind vielleicht ganz andere Fragen viel wichtiger.

Das ist so für mich die größte – nicht gerade Gefahr, sagen wir mal Manko, das mit solchen Scores und irgendwelchen Ampeln, was gemacht wird, verbunden ist: dass hier eine Eindeutigkeit suggeriert wird, die es nicht gibt.

Steffen Augsberg

Vielleicht direkt daran anknüpfend zwei Fragen aus dem Chat. Die erste bezieht sich darauf, was aus Ihrer Sicht eine angemessene Reaktion wäre. Sie haben das zunächst mal beschrieben und noch nicht stark bewertet, aber natürlich schon eine kritische Tendenz erkennen lassen. Die Frage ist: Wie geht man damit um? Gibt es regulatorische Dinge, die sinnvollerweise gemacht werden sollten? Müssen wir uns eine stärkere Produktbewertung oder stärkere staatliche Einflussnahme oder so was vorstellen?

Das Zweite steht damit in gewisser Weise in Verbindung, ist aber ein bisschen auf die Spitze getrieben; das, was Sie beschrieben haben, das ist der Versuch, Ihren Vortrag mit dem von Herrn Scheller in Verbindung zu setzen und zu sagen: Gibt es so etwas wie eine kryptoreligiöse Konsumentenposition? Und zwar im Sinne dessen, dass man sagen kann (und das klingt ein bisschen bei

dieser Safe-the-Planet-Perspektive an): Indem ich mich diesem Produkt zuwende, bin ich gewissermaßen Teil der Gemeinschaft der Guten. Kann man das so zuspitzen? So verstehe ich jedenfalls die Frage.

Wolfgang Ullrich

Ja, vielleicht zur ersten Frage: Ich würde nicht gleich nach dem Staat rufen oder nicht zu schnell und nicht zu laut nach dem Staat rufen oder nicht zu pauschal. Ich glaube, es ist wichtig, dass man [...] warenästhetische Erziehung betreibt, also so, wie man in der Schule lernt, Reden zu analysieren oder andere Arten von sprachlichen oder bildlichen Rhetoriken zu entschlüsseln, könnte man sich wünschen, dass auch die Konsumästhetik noch eine stärkere Rolle spielt, um hier von vornherein ein Bewusstsein zu schaffen.

Und dann kann man sich auch individuell schöne Techniken überlegen, zum Beispiel das Nutzen von Produkten *gegen* ihre Inszenierung. Alle Arten von ironischem Konsum haben ja auch etwas Befreiendes, oder auch wieder das Bewusstsein zu bilden, indem man dadurch erst merkt, worauf man hier durch ein Produkt fixiert werden soll. Das wäre so eine Geste der Selbstbehauptung.

Oder noch weiter gehend, das, was der Soziologe Andreas Reckwitz das [...]tieren des eigenen Konsums nennt, wo man bewusst nicht nur ein Produkt für sich allein betrachtet, sondern immer schon im Verhältnis zu anderen und auf eine Art von Hygiene achtet, dass wir nicht nur Produkte eines Typs haben, also dass nicht alle Produkte einem sagen: „Bring Leistung“, sondern dass man auch noch andere hat, die eher diese gemütliche Designsprache sprechen. So was kann man sich da denken, dass man also Produkte mit eigenen Akzenten ein Stück weit überlisten kann.

Es gibt aber vielleicht auch Fälle, wo man den Staat brauchen könnte. Ein Aspekt, über den ich

nicht gesprochen habe, der aber nicht unwichtig ist, nämlich wie wirksam Produktversprechen jeweils sind und wann sie vielleicht sogar ins Gegenteil umschlagen. Da gibt es interessante Studien. Das Ganze findet auch unter dem Oberbegriff, den man sonst eher aus der Medizin kennt, statt, von Placebo-Effekten oder dem Gegenteil, Nocebo-Effekten. Also wie kann zum Beispiel ein Produkt allein dadurch, dass es von einer berühmten Marke stammt oder sehr teuer ist, sein Wirkversprechen besser einlösen, weil wir dem eher Glauben schenken?

Umgekehrt zum Beispiel, wenn man bestimmte Produkte im Sonderangebot oder in Billigläden kauft, dann entsteht etwas (und dazu gibt es wirklich interessante Studien), was man Nocebo-Effekt nennt. Dann steht da zwar drauf: „Dieses Produkt macht besonders fit oder stark“, aber weil man das zum schlechten Preis oder an einem schlechten Ort gekauft hat, schlägt das um und die Leute leisten weniger als diejenigen, die gar nichts ver[...] haben.

Das heißt wieder übertragen auf die ökonomische Situation, dass Menschen, die immer nur Sonderangebote kaufen können, die immer nur auf das, was in Ein-Euro-Shops angeboten wird, zurückgreifen müssen, vielleicht dauerhaft zu Underperformern werden, dass die zum Opfer von solchen Nocebo-Effekten werden, dass sie zum Opfer dieser [übertriebenen?] Produktinszenierungen werden.

Das wäre ein Punkt, wo man schon fragen kann, ob aus dem erst mal rein ästhetischen Thema oder einer ästhetischen Frage: Wie sind Produkte gestaltet?, nicht auch eine gesellschaftspolitisch-moralische Frage wird. Und da müsste vielleicht der Staat dann doch gewisse Regeln erlassen, dass Dinge, die es bei Discountern gibt mit bestimmten Versprechungen, gar nicht erst operieren dürfen, um nicht solche Nocebo-Effekte zu erzeugen.

Steffen Augsberg

Darf ich kurz nachfragen? Da sehe ich eine leichte Paradoxie dergestalt, dass man sagen würde: Gerade die, die nicht die Möglichkeiten haben, für ihr Konsumverhalten viel Geld auszugeben, sind natürlich die, die in der Tendenz auch am wenigsten manipuliert werden können. Das, was Sie beschreiben, beruht ja auf einem Distinktionsstreben (das passt dann wieder zu Reckwitz), zu sagen, ich möchte möglichst individuell sein, gleichzeitig werde ich in bestimmte Muster eingepreßt. Aber das funktioniert nur, wenn ich die Auswahl zwischen verschiedenen Shampoos oder Sonstigem habe und sagen kann – keine Ahnung. Aber diejenigen, die sagen: „Ich muss immer das Billigste kaufen“, kann ich eigentlich nicht manipulieren an der Stelle. Da könnte man ja argumentieren, das kommt denen auf eine merkwürdige Weise sogar zugute.

Wolfgang Ullrich

Ja, aber die Erfahrung zeigt, dass diejenigen am ehesten zum Opfer von solchen Nocebo-Effekten werden, wo das dann ins Gegenteil umschlägt, weil sie auch mitkriegen, was es noch gäbe, was sie sich nicht leisten können. Und das Billigprodukt gaukelt ihnen vor, dass sie auch was ganz Tolles kaufen, kommt also mit denselben Versprechungen daher wie ein teureres Produkt. Aber die Konsumenten des Billigprodukts können dem keinen Glauben schenken, dass das so in Kraft tritt, dieses Versprechen. Und dann wird das zur Self-fulfilling Prophecy im negativen Sinn, was dann passiert.

Ich hätte es auch nicht für möglich gehalten, aber es gibt erstaunlich viele Studien, die ziemlich einhellig zu diesem Ergebnis kommen. Insofern glaube ich dem mal. Ich habe die Studien nicht gemacht, aber die Settings klingen nachvollziehbar. Insofern würde man nur dann diesen Normierungen der Konsumwelt entgehen, wenn man sich

entscheidet, für bestimmte Produktbereiche gar nichts einzukaufen, nur Second Hand einzukaufen oder die Dinge do it yourself zu machen, herzustellen, um da ganz unbehelligt zu sein.

Das Zweite: die kryptoreligiöse Dimension des Konsums. Ich habe es an einer Stelle, wie Sie richtig angemerkt haben, kurz angesprochen, als es um die Sojamilch ging. Es ist letztlich so die Verheißung: Wenn man das kauft, wenn man so viele gute Entscheidungen getroffen hat, dann darf man sich auch moralisch auf der richtigen und sicheren Seite fühlen und darf letztlich ein gutes Gewissen verspüren.

Dieses Gewissensmarketing ist tatsächlich ein großes Thema in den letzten Jahren gewesen, das, was man vielleicht auch als zeitgenössische Form von Ablasshandel gerne beschreibt: Also ich geb ein bisschen mehr Geld aus für ein Produkt und verlass mich drauf, dass der Hersteller einen Teil von den Gewinnen vielleicht abführt für ein Projekt, Entwicklungshilfe in der Dritten Welt oder so, oder die Herstellungsprozesse sorgfältiger im Blick hat als andere, und ja, ich kann mich damit gut fühlen und auch ein Stück weit befreit fühlen, jetzt noch mehr tun zu müssen.

Das ist natürlich zum Teil wirklich gut, was dann passiert, wenn ich da mehr Geld ausbebe. Das ist von Fall zu Fall sicher unterschiedlich. Ein bisschen riskant an der ganzen Sache ist, dass man vielleicht zu schnell zu viel gutes Gewissen entwickelt, weil natürlich die Hersteller einem immer ein Kompliment machen und, wie ich es bei der Sojamilch schon gesagt habe, suggerieren: Allein der Kauf ist eine aktive Handlung und man verändert damit schon die Welt im positiven Sinne. Und wenn ich mit jeder meiner Konsumentscheidungen suggeriert bekomme, jetzt die Welt zum Guten zu verändern, dann habe ich nach ein paar Tagen das Gefühl, so, jetzt darf ich auch

mal ein bisschen sündigen, und buche den nächsten Billigflug oder mach irgendwas anderes, und am Schluss gibt es das, was man Rebound-Effekt nennt: dass in der Gesamtbilanz noch schlechter ist als vorher.

Insofern wäre zum Beispiel mein Plädoyer an die Hersteller, die es ernst meinen, nicht immer zu suggerieren, jeder Konsumakt ist ein aktives Handeln und schon gar nicht automatisch ein gutes Handeln. Es ist immer erst mal ein Ressourcenverbrauch, es ist immer erst mal eine Belastung des Ökosystems, die damit einhergeht, und die kann man minimieren. Aber allein indem man kauft, ist die erst mal da. Das wird sehr schnell zu sehr in den Hintergrund gedrängt.

Insofern, ja, diese kryptoreligiösen Dimensionen gibt es, gerade in diesem ganzen Feld des moralischen Konsums. Aber wie Sie raushören, bin ich da schon skeptisch, ob da nicht auch mit ganz falschen Bildern und Erwartungen gearbeitet wird.

Steffen Augsberg

Sie haben explizit diesen edukatorischen Aspekt betont und gesagt, wir bräuchten so eine Erziehung in Warenästhetik. Eine Frage war: Wollen Sie sich Konsumentenbildung als Fach in der Schule vorstellen? Die armen Schulen müssen immer alles machen, [lacht] so auch hier. Wenn etwas nicht läuft, dann haben die Schulen das zu richten. Vielleicht ganz knapp nur: Wo könnten Sie sich das im Curriculum vorstellen?

Dann an Herrn Orlok, der auch angesprochen hat, dass es schön ist, dass in den Schulen teilweise der Tanz thematisiert wird. Würden Sie sagen, so eine Form von Ästhetikerziehung könnte hier auch zum Tragen kommen? Könnte man sich das vorstellen, dass man über diesen Teilbereich der Warenästhetik in eine breitere Vermittlung von ästhetischer Kompetenz gelangt?

Ludger Orlok

Da braucht man eine ganz schön umfangreiche Lehrerausbildung, würde ich sagen. Dann sind die Lehrer wieder dabei, die das richten müssen. Nein, es geht vor allem darum, dass bestimmte Bereiche in Schulen gestärkt werden können, die schon da sind, und das ist Kunsterziehung, das ist Musikerziehung, das ist Körpererziehung. Da lege ich aus eigenem Interesse an dem Tanz oder auch meiner Erfahrung mit dem Tanz – ich glaube, der kommt da zu kurz und das kann man ausbauen, und das hat dann sicherlich Auswirkungen auf ästhetische Erziehung.

Steffen Augsburg

Aber wo bricht das ab? Ich habe ein kleines Kind, und da wird viel getanzt, das ist jedenfalls mein Eindruck. Also [...] ich glaube, ich hoffe, das ist bei vielen so, dass man sagen würde, in der Vorschulphase ist das ein wichtiges Element auch der musikalischen Früherziehung, dass getanzt wird, dass Bewegung dabei ist, wenn Musik läuft. Und irgendwann wird es verändert, oder? Irgendwann kommt der Punkt, wo man sagt: Musik heißt jetzt hinsetzen und singen, oder noch nicht mal mehr.

Ludger Orlok

Ja, das mag sein, ich bin kein Experte in den Curricula dort in den Schulen. Aber ich glaube auch oder was ich erlebe, ist, dass die Tänzer, die hier in Berlin an die Schulen gehen, mit voller Begeisterung dabei sind und sehen, was da möglich ist. Und ich glaube, das ist das Potenzial, das da ist. Vielleicht bricht es nach der Grundschule ab, aber vielleicht ist das oft eine Frage der Schule, wie sie gebaut ist und wo da der Fokus liegt. Und da breiter draufzugucken, das ist die Aufgabe der Bildungspolitik, das so zu organisieren, dass da viel möglich ist und das Potenzial nicht – das, was Sie sagten, da war so viel Potenzial und dann ist es abgebrochen. Das darf nicht passieren.

Steffen Augsburg

Wir haben noch eine Frage, die ich spannend finde, aus dem Chat, an beide. Ich zitiere: „Was für gesellschaftliche und individuelle Sehnsüchte sprechen aus den beschriebenen Produktentwicklungen und aus den künstlerischen Modellen?“ Ich vermute, das meint vor allen Dingen den Tanz. Und das könnte man vielleicht verknüpfen mit der Frage: Wo entstehen solche gesellschaftlichen Erwartungshaltungen? Also was sind Orte, wo wir über so was diskutieren oder vielleicht auch gerade nicht diskutieren?

Ludger Orlok

Das Theater natürlich [lacht]. Also das darf man nicht vergessen, wenn Schüler ins Theater gehen, dann haben sie auch Lust zu tanzen, und da muss oder kann es genauso gestärkt werden, wie es auch hinein in die Gesellschaft geht.

Das ist ein wirklich positives Beispiel, dass dadurch, dass in Berlin während der Pandemie versucht wurde, relativ viel Geld an die Künstler zu geben, sehr viel im Stadtraum entstanden ist und damit die Sichtbarkeit erhöht wurde und sehr viele Projekte entstehen konnten. Das kann man sich auch als Lernbeispiel nehmen.

Wolfgang Ullrich

Für den Konsumbereich fällt mir spontan ein: Seit einigen Jahren gibt es gar nicht so wenige Crowdfunding-Projekte, also wo sich Leute zusammenschließen und sagen: „Es gibt bisher noch kein Smartphone, das ökologisch unbedenklich wäre, und wir schließen uns zusammen, legen Geld und Know-how zusammen und versuchen das, was es nicht gibt, gemeinsam zu entwickeln.“ Das wäre so ein Ort, wo durch das Internet, die sozialen Medien, sich Leute zusammenfinden können, die geografisch gesehen weit auseinanderleben und sonst nie zusammenkämen, gemeinsame Interessen entdecken, und das führt dann

vielleicht zu solchen Initiativen. Das wäre ein solcher Ort, wo vielleicht auch unabhängig von dem, was Marktforschung rausfindet über Vorlieben und Bedürfnisse, was entsteht an Produktvarianten.

Steffen Augsberg

Es gab auch eine Frage danach, wie weit Selbstvermessung über Apps zur Reduktion des CO₂-Fußabdrucks beitragen kann. Das verstehe ich nicht so ganz, aber bei Ihnen höre ich raus, dass man sagen kann: Eine Form von Bewusstmachen von Konsumentenwünschen, die gegebenenfalls auch so zusammenfinden kann, das ist durchaus eine positive Entwicklung, die auch im weiteren Sinne mit Vermessung oder jedenfalls mit Berücksichtigung, Transparentmachen von irgendwelchen Wunschvorstellungen zu tun hat.

Wolfgang Ullrich

Ja, auf jeden Fall, letztlich im weitesten Sinne sogar ein bürgerschaftliches Engagement, dass man lernt, dass es auch auf dem Weg Möglichkeiten gibt, Bedürfnisse zu artikulieren oder Defizite geltend zu machen, sichtbar zu machen. Und so, wie es früher eine Bürgerinitiative gegeben hat, die für oder gegen etwas gekämpft hat, sind so Crowdfunding-Projekte auch Bürgerinitiativen, wo aber am Ende eines solchen Projekts ein bestimmtes Produkt steht, was vielleicht wieder inspirierend wirkt für andere Hersteller oder die das insgesamt von den Standards her noch mal verändern.

Insofern ist, glaube ich, das Herstellen von Produkten heute nicht zuletzt ein Weg, eine politische Demonstration zu betreiben. Man kann und muss nach wie vor bei vielen Dingen auf die Straße gehen, aber es gibt auch andere Möglichkeiten, da vielleicht Einfluss zu nehmen, etwas sichtbar zu machen.

Das bringt mich zurück zu der Frage von vorher, wo man sich diese Erziehung der Konsumentinnen und Konsumenten vorstellt. Klar denkt man zuerst an die Schule und an Fächer vom Deutsch bis zum Kunstunterricht. Ich war einige Jahre an der Hochschule für Gestaltung in Karlsruhe und da hatten wir vor zehn Jahren ungefähr für ein paar Semester ein Projekt der Erwachsenenbildung, das war von Bazon Brock und hieß Diplom-Bürger. Da konnten die Bürgerinnen und Bürger der Stadt sich in einzelnen Bereichen quasi so eine Art Bewusstsein verschaffen, was ihre Rolle als Bürgerinnen und Bürger betrifft, was ihre Rolle als Patientinnen und Patienten betrifft, und mein Part war da, Diplom-Konsument:innen auszubilden. Also Erwachsenenbildung wäre auch so ein Bereich.

Oder auch das Internet, die sozialen Medien: Ich lerne viel, wenn ich mir angucke, wie einzelne Produkte auf Instagram oder Youtube inszeniert werden, thematisiert werden, diskutiert werden, kritisiert werden. Da findet sehr viel statt. Das muss man vielleicht gezielt suchen und ein Interesse mitbringen, aber wenn man das hat, kann man fast beliebig viel auch Aufklärung und Schulung bekommen. Da bräuchte es vielleicht noch mal eine Plattform, die das gezielt sammelt, featurt und moderiert, aber an sich ist da schon unglaublich viel Material vorhanden.

Steffen Augsberg

Da ist natürlich die Grenze zur allgemeinen Manipulation durch Werbung relativ fließend. Die Gestaltung von Produkten – ich habe, das haben vielleicht auch andere gesehen, da gibt es jetzt so eine neue Werbung, ich glaube von Penny, wo eine Frau, Mutter offensichtlich, ihrem Sohn wünscht, dass der endlich mal über die Stränge schla-, was sie ihm denn zu Weihnachten wünscht: „Dass du dich endlich besäufst und nicht

mehr nach Hause kommst und ich mir Sorgen machen muss.“ Das endet mit: „Dass du deine Jugend wiederbekommst.“ Und dann kommt Penny.

Das hat mit Penny wahrscheinlich nichts zu tun, aber es hat so einen emotionalen Touch, der uns alle pandemiebedingt wahrscheinlich berührt. Das geht, glaube ich, in die Richtung der unbewussten Steuerung, dass man emotionale Effekte nutzbar macht und man da auch gegensteuern könnte durch eine Bewusstmachung dessen, was da eigentlich abläuft. Für uns vielleicht aber noch näherliegend (und deswegen finde ich es toll, was Sie zuletzt angesprochen haben), ist, dass es auch um partizipatorische Funktionen geht.

Frau Röcke, Sie hatten auch die Citizen Science ins Spiel gebracht, Selbstvermessung als bürger-schaftliche Wissenschaft gewissermaßen. So könnte man es hier auch verstehen und könnte sagen: Hier gibt es neben diesem, wenn man so möchte, manipulativen oder verobjektivierten Element auch eine Stärkung des Subjektstatus, ein Bewusstmachen von – das Beispiel ist schön: Mit den neuen Produkten an den Erwartungshaltungen der Industrie vorbei schaffe ich etwas und bewege damit die Industrie in die Richtung. Das ist offensichtlich, dass man sagen würde, wenn dieses Smartphone hinreichend viele Käufer findet, dann wird sich schon einer der Großen für so einen Markt interessieren.

Sehen Sie da auch so eine Partizipations- oder vielleicht auch Emanzipationsbewegung, die man damit verbinden könnte? Das würde dem ja noch so einen positiveren Spin geben, jedenfalls als zusätzliche Möglichkeit.

Wolfgang Ullrich

Ja, das sehe ich auf jeden Fall. Wir haben ja vorhin schon in einer anderen Dimension diese soziale Dimension des Konsums angesprochen, also diese Decorum-Regeln-[Sprache?]. Aber auch die

ganze Markenkultur ist ja nur deshalb erfolgreich, weil sie so ein Partizipationsversprechen immer schon impliziert: Ich kann Teil von etwas Größerem sein, ich bin damit in einer Community mit anderen, die Produkte derselben Marke kaufen, und das, wo man jetzt in einer eher passiven Rolle ist, wird eine aktivere Form der Partizipation, weil man selber die Ziele der Marke oder die Inhalte bestimmen kann, wie es bei so einem Crowdfunding-Projekt der Fall ist. Insofern ist das, wenn man so will, eine emanzipierte oder engagierte Fortsetzung der Markenkultur unter anderen Vorzeichen, was da stattfindet und was man sich noch stark ausbaufähig für die nächsten Jahre vorstellen kann.

Steffen Augsberg

Jetzt habe ich eine interessante Frage, die an Herrn Ullrich geht, die aber auch Sie, denke ich, spannend beantworten könnten. Konkret bezieht es sich auf Alexa, aber ich glaube, man kann es weiter beziehen, zu sagen: Ist es gefährlich, wenn Selbstvermessung in Selbstzensur endet? Das könnte man wahrscheinlich gut mit dem Partizipationsgedanken verbinden, aber auch mit der Kritik, die Sie geäußert haben an dieser Vorstellung einer zu stark technisierten Körpervorstellung.

Wolfgang Ullrich

Ich tue mich ein bisschen schwer mit dem Begriff Selbstzensur, was da jetzt gemeint ist, dass man sich gewisse – sozusagen Arten des Konsums verbietet oder – ja, Selbstzensur klingt gleich wieder so negativ, als würde das, was einem viel eher entspricht, nun nicht mehr möglich sein, als gäbe es vielleicht auch einen sozialen Druck, gewisse Dinge nicht mehr zu tun.

Klar ist das die Gegenseite von dem, was ich vorhin das Decorum-System des heutigen Konsumismus genannt habe. Das ist dann, wenn man sich

vielleicht auch mal deplatziert fühlt oder peinlich fühlt oder gewisse Dinge nicht tut. Ich würde aber hier nicht pauschal von Selbstzensur sprechen, so wie ich im anderen Fall nicht so gern pauschal vom Körper als Produkt sprechen würde. Es gibt diese krassen Fälle, keine Frage, aber ich glaube, der Regelfall ist ein anderer und es geht immer auch um Arten von Regulierung. Natürlich kann ich überlegen, wenn so ein striktes Decorum-System existiert, an welcher Stelle lohnt es sich, auch mal dagegen zu verstoßen, das zu provozieren, das nicht einzuhalten?

Aber ich glaube, auch so was muss wohldosiert passieren und soll [...]zieren. Insofern geht mir der Begriff vielleicht – ist mir ein bisschen zu drastisch.

Steffen Augsburg

Ich könnte mir vorstellen, dass damit so was Ähnliches gemeint ist wie das, was vorhin der Kollege Kruip erzählt hat, dass er sich Selbstbegrenzungen auferlegt, wie weit man bestimmte Dinge noch nutzt, und sagt, wie man einem kleinen Kind sagt: „Du darfst nur eine halbe Stunde fernsehen“ oder „zehn Minuten fernsehen am Tag“ oder was auch immer, dass man sagt, ich versuche mein Konsumverhalten zu beschränken, eingedenk der Tatsache, dass es da eine entsprechende Manipulationsanfälligkeit, sagen wir mal vorsichtig, gibt.

Wolfgang Ullrich

Aber das würde man wohl nicht als Selbstzensur beschreiben. Das wäre eher Selbstbestimmung, indem man sich selber Grenzen setzt. Das ist aber positiv begründet, während Zensur heißen würde: Indem ich Selbstzensur betreibe, bringe ich mich selbst um Möglichkeiten, die mir eigentlich auszuleben wichtig wären. Aber ich traue mich nicht oder fühle mich da nicht frei genug. Insofern ist das für mich etwas anderes, diese Art der Selbstbestimmung durch Grenzziehung.

Steffen Augsburg

Die Wunderwelt der Technik macht es möglich: Der Fragesteller hat das jetzt nicht korrigiert, sondern präzisiert und für mich klargestellt, indem er sagt: Es geht darum, dass man in Kenntnis der Tatsache, dass Alexa mithört, sich anders verhält, also vor allen Dingen eine Beschränkung der eigenen Kommunikation vornimmt, um zu verhindern, dass, nicht? Es sind zwei Richtmikrofone, [...] im Internet, im großen Konzern verboten sind. Was kann da schon schief laufen? [lacht etwas]

Wolfgang Ullrich

Ja, gut, also wenn man der Überzeugung ist, dass man hier wirklich abgehört wird oder das jederzeit möglich ist, dann sehe ich überhaupt keinen Grund mehr, warum man so ein Gerät noch in seinen vier Wänden anschaltet. Das würde ich sofort entfernen, weil dann kein Nutzen, den das haben kann, das aufwiegen kann, dieses Gefühl, in den eigenen vier Wänden nicht mehr sicher zu sein. Das ist ja wirklich das Allerwichtigste und Intimste, dass man in den eigenen vier Wänden tun und lassen kann, was man will. Da würde ich auch nicht zur Selbstzensur greifen, sondern zur Entsorgung.

Steffen Augsburg

[lacht] Herr Orlok, wie sehen Sie das mit der Begrenzung?

Ludger Orlok

Ich glaube, dass die Selbstzensur da hoffentlich nicht eine Rolle spielt, aber ja, das würde wahrscheinlich noch in andere Bereiche führen.

Ich glaube, dass da eher der Begriff des Authentischen wichtig ist und wir ja genau das versuchen, auf der Bühne eben authentische Körper zu zeigen. Da würde jede Form von Zensur dem widersprechen, das wäre ein Paradox. Ich glaube, wir

sind aber nicht davor gefeit, dass Zensur – Selbstzensur, weiß ich nicht, finde ich schwierig.

Steffen Augsberg

Aber authentisch ist wieder ein schwieriger oder erklärungsbedürftiger Begriff, weil man sagen würde, das ist eine Form von Authentizität, die sehr weit von der Normalvorstellung oder vom Normalkörper abweicht, wo wir sagen würden, das sind Dinge – deshalb gehen wir ja dorthin, um Dinge zu sehen, die wir selber nicht machen könnten, oder eine Kombination von Darbietungen zu sehen, die sonst in der realen Welt in der Form nicht existent sind, sondern das ist eine Steigerung oder eine Zuspitzung dessen, was man lebensweltlich gemeinhin vor sich hat. Wo liegt also der authentische Charakter? Das ist eng verknüpft, glaube ich, mit dieser Frage, die eben schon angesprochen wurde, den ästhetischen Grenzen.

Ludger Orlok

Ich glaube, das hängt eher mit der Frage zusammen, wie Bewegung choreografiert oder geformt wird oder in welchen Beziehungskonstellationen Menschen auf der Bühne aufeinandertreffen und das eine ästhetische Umsetzung erfährt. Aber der Weg dorthin, und da ist Trisha Brown ein gutes Beispiel, dass sie sagt: Das Authentische an der Bewegung ist, dass ich meinen Körper sich bewegen lasse, also dass er sich so bewegt, wie er das tut, ohne da eine Künstlichkeit hineinzusetzen.

Steffen Augsberg

Ja, aber gleichzeitig ist es ja, und zwar wortwörtlich, choreografiert. Wenn ich das richtig verstehe, sind da doch keine freien interpretatorischen Elemente drin nach dem Motto: „Stell dich auf die Bühne und beweg dich so, wie du dich gerade fühlst“, sondern das ist doch [...] also [...] jede Armbewegung, vermute ich, es muss ja ineinandergreifen, [...] da steckt, [...] als das ist ja in

höchstem Maße vorgeplant und gerade nicht spontan. Das ist eigentlich doch ein gewisser Widerspruch zu sagen: Du machst mit deinem Körper etwas, was authentisch ist, andererseits aber fremdbestimmt, nämlich von jemand anderem vorgegeben, der sich das ausgedacht hat.

Ludger Orlok

Nein, eben nicht. Das ist ja der Unterschied: Der zeitgenössische Tanz hat – also man ist nicht der Choreograf und der Tänzer, und der Tänzer macht das, was der Choreograf macht. Improvisation ist das Stichwort. Das, was wir gesehen haben, vor allem bei *Hopeless*, waren improvisierte Bewegungssequenzen, die nie gleich sind. Das ist auch bei Isabelle Schäd – natürlich ist die Formation als solche eine, die sich ähnelt, aber im konkreten Sinn ist es nicht: „Mach doch mal den kleinen Finger so, dass er dort endet.“ Das ist überhaupt nicht mehr der Fall, und das Authentische ist ja – vielleicht ist authentisch ein zu großer Begriff. Vielleicht ist es die Natürlichkeit einer Bewegung einfacher oder der Begriff, der näher an das kommt, was dort versucht wird.

Steffen Augsberg

Aber was würde jetzt John Neumeier sagen? Wissen wir nicht, der ist jetzt nicht da, aber der würde vermutlich sagen: Ich möchte gerne, dass sie immer genau auf diesem Fünf-Cent-Stück landet, dass die Hebefigur exakt an dieser Stelle exakt auf den Takt erfolgen und trotzdem sagen, das ist eine andere Form von Tanz, aber auch eine, die mit einer entsprechend ästhetischen Anspruchskonstellation antritt, aber wahrscheinlich auch – ja, irgendwie authentisch im Sinne von verbunden mit den Traditionen des Balletts, aber die gleichzeitig weiterführend.

Ludger Orlok

Da sind wir vielleicht eher in der Begrifflichkeit des Graziösen oder der Grazie und des Überhöhten. Da hat das klassische Ballett oder auch das klassische zeitgenössische Ballett ganz andere Weg, damit umzugehen, oder andere Ziele eigentlich. Dazu müsste Herr Neumeier noch mal was sagen [lacht].

Steffen Augsberg

Haben wir nicht hier, wir sind froh, dass wir Sie haben [Lachen].

Aber ich finde es deshalb auch interessant, weil das, was wir eben angesprochen haben, mit dieser Ausweitung der Körper oder der Pluralisierung von möglichen Idealen, das hängt natürlich auch stark damit zusammen, dass ich Optionen habe – also die klassische sprichwörtliche Sorge der Balletttänzerin oder auch des Balletttänzers wahrscheinlich hinsichtlich des Körpergewichts hängt ja stark damit zusammen, dass ich eine Hebefigur mit bestimmten Fülligkeiten nicht mehr zusammenbringe. Selbst diese schönen starken jungen Männer [lacht] schaffen das dann wahrscheinlich irgendwann nicht mehr, und das ist spannend, auch so eine Form von Inklusion, wie das vorhin anklang, ein bisschen Ausweitung, die stößt dann offensichtlich an fachliche Grenzen, oder fachlich ist wahrscheinlich der falsche Ausdruck, an Grenzen.

Ludger Orlok

Wahrscheinlich, aber das geht ja eigentlich auch um die Erweiterung der Möglichkeiten, und das ist das Spannende, dass [...] wenn wir Techniken der Selbstverortung, was ich jetzt mal so platziert habe, *können*, dann können wir auch eine Selbstvermessung machen und dann können wir uns auch wiederum beziehen auf etwas. Und ja, den Spielraum erweitern, das wäre die Antwort.

Steffen Augsberg

Ich bin sehr dankbar, dass Sie das noch mal ansprechen, weil mich diese Techniken der Selbstverortung immens interessieren und ich gerne wissen würde, wie Sie das erklären. Ich kann mir darunter ehrlicherweise gar nichts vorstellen. Was ist eine Technik einer Selbstverortung und wie würde ich das als Tänzer, wo begegnet mir das auch in der Ausbildung? Also was bedeutet das, ist das in einem, in einer Schule oder in einer ...

Ludger Orlok

Genau, das sind unterschiedlichste Unterrichtsformen, die alle sehr viel mit Achtsamkeitsübungen zu tun haben. Kommen Sie doch mal zu meinem Unterricht [lacht]. Der Deutsche Ethikrat bucht mal Mathis Kleinschnittger für eine Session, das macht er bestimmt großartig.

Steffen Augsberg

Der Saal ist bestimmt geeignet [lacht].

Ludger Orlok

Auf jeden Fall. Genau, wichtig sind Stichworte wie Achtsamkeitsübungen, innere Repräsentanzen von etwas, Bilder entwickeln, also Imaginationen nach innen verlegen, Atemübungen, um überhaupt zu spüren, wo sind die Grenzen des Körpers?

Da gibt es viele unterschiedliche Techniken, die das tun und die schon Platz in der Tanzausbildung haben, sicherlich auch in der klassischen Ballettschule. Aber in den Studiengängen im zeitgenössischen Tanz, es gibt ja eine Hochschule für zeitgenössischen Tanz, da ist das tägliche Praxis.

Steffen Augsberg

Aber ich finde, trotzdem, weil Sie jetzt die Akademisierung ein bisschen angesprochen haben, das ist auch interessant. Das greift das auf, was wir vorhin zur Intuition gesagt haben: dass man das tatsächlich in dem Sinne auch erlernen kann

und offensichtlich auch, dass Sie sagen würden, das ist ein komplexer Prozess, das ist deutlich mehr Nurture als Nature. Natürlich brauche ich auch eine gewisse oder große Begabung, um das so zu können, aber es steckt wahrscheinlich auch viel an Prozess und an Anstrengung, an Fleiß, Schweiß und Tränen drin.

Ludger Orlok

Ja, ich hoffe nicht, denn es geht ja genau darum, den Körper so zu ermächtigen zu dem, wozu er fähig ist, und eben dieser unterschiedliche Körper. Also es ist nicht der, der sein Bein bis da oben schmeißen kann; kann auch sein, wenn er das –, ist ja wundervoll. Aber es geht um die Vielfalt und (eben ist dieses Stichwort schon ein paar Mal gefallen) um Ermächtigung. Und das ist in dieser spezifischen Ausbildung sicherlich das Anliegen, im Curriculum zu sagen: Ein Künstler soll zu etwas befähigt werden, was er für sich definiert, und nicht, was ein Choreograf ihm sagt, was er zu tun hat. Darum geht es nicht mehr.

Steffen Augsberg

Herr Ullrich, dazu können Sie als Kunstwissenschaftler viel sagen, das ist natürlich ein Grundproblem, dieses Selbstreflexive. Was ist eigentlich Kunst? Was akzeptieren wir als – Kunst kommt von Können, das ist ein bisschen primitiv und überholt, aber gleichzeitig gibt es Elemente dessen, wo wir sagen würden, wir können *sehen*, ob jemand ein guter oder ein schlechter Tänzer ist. Und beim schlechten Tänzer würden wir wahrscheinlich auch mit viel gutem, inklusivem Gestus nicht dazu kommen, zu sagen, den wollen wir auf die Bühne stellen oder ihm dauerhaft zusehen und Ähnliches. Leuchtet Ihnen das ein? Oder können Sie das aus Ihrer Expertise ergänzen?

Wolfgang Ullrich

Das leuchtet mir ein. Klar, das ganze Feld der Kunst ist hier sehr wertvoll als ein Bereich, wo

Dinge, die sonst beiläufig passieren, explizit bewusst gemacht werden, und selbst wenn sie gar nicht den Anspruch hat, pädagogisch zu sein, kann Kunst insofern unglaublich erzieherisch und reflexionsbildend wirken.

Das betrifft gerade auch dieses ganze Feld des Konsums. Wir haben ja viele künstlerische Projekte, die sich auch mit der Konsumwelt beschäftigen und vielleicht genau das auch leisten, was ich als warenästhetische Erziehung fordere, ohne dass das unter einem solchen Namen oder als eine Annäherung an solchen Namen daherkommt. Also ganz klar.

Steffen Augsberg

Vielleicht noch mal zu dieser warenästhetischen Erziehung jenseits des Ästhetischen und stärker bezogen auf so ein Vermessungskonzept. Es ist doch zumindest vorstellbar, dass wir sagen, dass Personen, die ihren Konsum stark kontrollieren oder nachvollziehen, weniger anfällig sind für das, was Sie als Problem beschreiben, als solche, die mehr so Spontankäufer sind. Also wenn ich mir vornehme, ich gehe zum Supermarkt und ich brauche sechs Eier und eine Packung Butter oder so, und das kaufe ich dann und trage es in meine App oder was auch immer ein im Sinne von: Das habe ich jetzt gekauft, und das mache ich immer wieder so, dann hab ich doch wahrscheinlich einen Kontrollzugewinn.

Ich kenne das konkret von Weintrinkern, die so eine App haben, die ihnen genau sagen kann, an welchem Tag in welchem Jahr sie welchen Wein getrunken haben, wie der ihnen geschmeckt hat, dem sie wie viele Sternchen oder sonst was geben. Das hat auch unter Umständen auch was Magisches [lacht], aber auch eine gewisse Kontrolle, die damit einhergeht, weil sie damit eine klare Vorstellung davon haben, was sie schätzen und was nicht und viel stärker ihre Konsumententscheidung damit vorprägen.

Wolfgang Ullrich

Ja klar, [...] Thema Wein, weil Sie das gerade angesprochen haben: Da gibt es ja auch eigene Apps dafür, wo man sein eigenes Konsumverhalten dokumentiert und dann auch schon angesagt bekommt, wenn man vor dem Regal steht und nicht weiß, welchen von zwei Weinen man nimmt, zu wie viel Prozent der dem eigenen Geschmack jetzt entspricht, was einem dann schon wieder hilft.

Sonst stimme ich Ihnen absolut zu und hab auch das Gefühl, dass da in den letzten zehn Jahren schon einiges passiert ist, gar nicht mit dem expliziten Anspruch, jetzt hier mehr Bewusstsein, mehr Reflexion zu verschaffen, aber zum Beispiel ein Youtube-Format, das ich in dem Zusammenhang sehr interessant und faszinierend finde, sind sogenannte Shopping Hauls, wo Leute, wenn sie einkaufen waren, dann am Küchentisch, wenn sie ihre Sachen auspacken, die Kamera mitlaufen lassen und ihrem Publikum die Produkte erklären, warum sie es gekauft haben, für wen und ob das jetzt ein Spontankauf war oder ob sie das schon seit dreißig Jahren einkaufen. Da sieht man sehr schön, was Kriterien sind für Leute, was einzukaufen, wo aber auch klar ist, indem jetzt jedes Produkt noch mal begründet wird, dass hier eine Reflexion stattfindet. Das heißt nicht, dass man vor jeglicher Art von Manipulation durch ein Design, durch ein Marketing gefeit ist, aber es zeugt schon von einer gewissen im wörtlichen Sinne Mündigkeit auch der entsprechenden Konsumentinnen und Konsumenten, die so was machen.

Auch sonst, was jetzt auch ein bisschen Leitmotiv bei unserer Diskussion ist, sind soziale Medien hier ein Ort, wo sehr viel Austausch stattfindet, gerade auch über Konsum, und wo es natürlich ganz simpel um Status und Angeben und so geht, aber oft um Formen von Kennerschaft und um das

wechselseitige Sich-aufmerksam-Machen auf bestimmte Aspekte, auf andere Kriterien, nach denen man etwas beurteilen kann.

Ich würde sagen, so wie unsere Konsumkultur insgesamt eine extreme Aufrüstung erfahren hat in den letzten Jahrzehnten, hat auch die Bewusstheit dessen, was man da eigentlich tut, ungefähr entsprechend vielleicht zugenommen. Das heißt nicht, dass nicht noch sehr viel mehr wünschenswert wäre, aber es gibt auch keinen Grund zu absoluter Verzweiflung.

Steffen Augsberg

Kann man denn diese Beeinflussung, die Sie beschrieben haben, möglicherweise ein bisschen skalieren, gradualisieren, darstellen, dass man sagt, es wird gewissermaßen die schlichte Ästhetisierung, das sieht einfach schöner aus, so eine Niveadose in Blau und Weiß, die finde ich ästhetisch ansprechender als das Billigprodukt daneben, da geht aber sonst nicht mehr mit einher, als dass es einfach mal eine gute Designentscheidung gab. Und dann vielleicht darüberhinausgehend das, was Sie ja konkreter gemacht haben, zu sagen, dass da bestimmte Botschaften vermittelt werden, die teilweise relativ komplex sind. Ich habe mir ehrlicherweise noch nie so genau diese Sojamilch angeguckt [lacht], und dann aber ein bisschen kontraintuitiv vielleicht damit endend, dass man sagt: Gerade diese Wertebotschaften sind besonders problematisch. Gerade diese Vorstellung zu sagen, du gehörst zu den Guten, weil du dieses Produkt kaufst, ist etwas, was man unter dem Gesichtspunkt Manipulationsanfälligkeit doch besonders kritisch sehen könnte.

Wolfgang Ullrich

Ja, man kann das sehr wohl skalieren, und es gibt ja Produkte auch, die demonstrativ eine Ästhetisierung verweigern, so was wie die Kette ja! oder so, wo klar ist, man verzichtet auf Marketing, um

das dafür preiswerter anbieten zu können oder dafür den Gebrauchswert optimieren zu können.

Dann gibt es die vielen Produkte, die eher auf ästhetische Schlüsselreize angelegt sind, die vielleicht auch darauf angelegt sind, einem schöne innere Bilder zu erzeugen. Ich nenne das gerne den Fiktionswert, der noch zum Gebrauchswert dazu kommt, und dann gibt es als weitere Steigerung dieser Produkte, die letztlich einen programmatischen Anspruch haben, also wo es eben darum geht, bestimmte Werte zu vermitteln, auch Konsumierende in andere Rollen zu bringen, wo man dann nicht nur der Coole ist, sondern vielleicht der Verantwortungsbewusste oder der Sensible oder so.

Das ist zum Beispiel ein interessantes Kriterium, sich zu überlegen bei jedem Produkt, bei jeder Variante: In welche Rolle werde *ich* eigentlich damit gebracht? Und fühle ich mich da wohl? Will ich jetzt sozusagen das Opfer sein oder will ich der Sieger sein? Oder all diese Rollen, in die ich so gebracht werde. Und wenn man sich das bewusst macht, kann man ganz gut verschiedene Arten von Inszenierungen beurteilen.

Und es klingt paradox, aber letztlich sind diejenigen, die sich als Konsummuffel bezeichnen, diejenigen, die all den Manipulationen am ehesten erliegen, die [...] weil sie sich auch gar nicht die Zeit nehmen oder es nicht ernst nehmen, was da passiert, einfach nur sagen: „Ach, das ist eh alles nur oberflächlicher Quatsch und böse Werbung“, und dann aber im Zweifelsfall trotzdem auf irgendeine Inszenierung reinfallen, weil sie sich die Unterschiede zu anderen Inszenierungen auch gar nicht klargemacht haben.

Das ist so ein bisschen auch die Frage: Können wir es uns heute leisten, Konsummuffel zu sein und das alles nur für Quatsch und banal zu halten? Ich glaube, die Zeiten sind vorbei. Dazu passiert zu viel in den Produktinszenierungen, dazu sind

Konsumprodukte einfach zu mächtige Massenmedien, als dass man einfach so tun kann, als hätte das mit einem nichts zu tun.

Steffen Augsberg

Vielen Dank. Ich würde das, wenn Sie einverstanden sind, als Ihr Schlusswort so stehen lassen, weil es das sehr gut zusammengefasst hat, und Herrn Orlok auch die Gelegenheit geben, noch Ihre oder eine kurze Perspektive abzugeben. Oder was würden Sie jetzt uns zum Schluss der Tagung aus Ihrer Perspektive zum Thema Selbstvermessung oder zur Körperlichkeit im Tanz mitgeben wollen?

Ludger Orlok

Ich glaube, es ist schon alles gesagt worden, aber vielleicht, um das zu bekräftigen: Einerseits glaube ich, gibt es ein großes Potenzial, was Erweiterungen des Körpers angeht. Das wird auch in den Choreografien benannt oder auch verwendet. Auch Sergiu Mathis arbeitet über den Cyborg-Körper. Das ist sicherlich ein spannendes Thema auch für die Kunst.

Zum anderen ist nicht zu vergessen, dass wir das leibhaftige Miteinander auf jeden Fall als Voraussetzung dafür brauchen, dass wir auch die Erweiterungen gut und ethisch verantwortlich nutzen.

Steffen Augsberg

Vielen herzlichen Dank. Das Leibhaftige weckt natürlich noch andere Assoziationen [lacht]. Herzlichen Dank Ihnen beiden für die tollen Referate und für die Diskussion.

Wir kommen damit zum Ende unserer Veranstaltung und wollen ein kurzes Resümee ziehen. Das machen nun die Kollegin Kerstin Schlögl-Flierl und ich, bevor dann Frau Buyx ein Abschiedswort findet. Wir wollen es so gestalten, das ist so verabredet, dass ich anfangen darf und Frau Schlögl-Flierl dann das gute Ende findet.

Resümee

Steffen Augsberg · Mitglied des Deutschen Ethikrates

Am Anfang muss natürlich von mir, wie wahrscheinlich von allen anderen Beteiligten, erst mal der Dank stehen an die Referentinnen und Referenten, an die Organisatorinnen, Organisatoren, die das hier alle fantastisch gemacht haben. Ich vermute, Frau Buyx sagt das Gleiche noch mal, trotzdem auch von meiner Seite aus, dass das wunderbar funktioniert und auch die technische Seite hervorragend funktioniert hat. Die Beteiligung der Zuschauer war sehr erfreulich. Wir haben auch gute Zahlen gehabt, haben wir gehört, von denjenigen, die uns draußen an den Geräten aus der Ferne zugeschaut haben. Das ist sehr schön.

Wir haben einen wirklich bunten Reigen erlebt von unterschiedlichsten Perspektiven auf das Thema. Frau Lausberg hat unter anderem dazu geführt, dass ich mich den ganzen Tag schlecht fühle, wenn ich die Hände verschränkt habe [lacht], weil ich denke, damit es besser hängen bleibt, mehr gestikulieren, denn das bringt ja offensichtlich selbst im Matheunterricht etwas. Sie hat ansonsten wunderbar diese Schwierigkeit vor Augen geführt zwischen der impliziten und expliziten körperlichen Kommunikation, der verbalen und der nonverbalen, und natürlich damit auch der Schwierigkeit, die damit einhergeht, wenn man sich in dieser ständigen Kontrollperspektive befindet. Insofern ist es schade, dass wir sie nicht in der Diskussion berücksichtigen konnten, weil das natürlich interessant gewesen wäre, näher auszuführen oder zu hinterfragen, was konkret so eine Form von Selbstvermessung mit dieser nonverbalen Kommunikation macht. Ich würde sagen: Jeder, der mal im Restaurant einem Spiegel

gegenübergeessen hat, weiß, wie sehr das die eigene Komfortzone verändert, wenn man sich die ganze Zeit da sieht.

Wir haben dann drei tolle Referate von drei tollen Referentinnen erlebt, die aus meiner Sicht einen gewissen Überschneidungsbereich hatten, nämlich dahingehend, dass wir uns unterhalten haben über das, nämlich den Kipppunkt von Autonomie und Heteronomie. Wir haben uns unterhalten über das Individuum im Kollektiv und die Frage, inwieweit dort bestimmte Selbst- bzw. Fremdzuschreibungen eine Rolle spielen.

Frau Wild hat das aufgenommen, indem sie einen Gegensatz oder jedenfalls eine potenzielle Parallele starkgemacht hat von individueller Gesundheitsvorsorge und Public Health. Ich glaube, das kann man alles ganz gut mit dieser Selbstvermessungsperspektive zusammenbringen bzw. Sie haben es ja auch gemacht, und ich glaube, es zeigt sich an der Stelle, dass das, was da im Zentrum steht und problematisch ist, dieses im weiteren Verlauf des Tages immer wieder angesprochene Nebeneinander von Fremd- und Selbstzuschreibung ist. Dass wir uns also in der Tat fragen müssen, inwieweit wir von externen Größen, ob bewusst oder unbewusst (Herr Ullrich hat ja wunderbar diese unbewusste Manipulation verdeutlicht), in eine bestimmte Richtung gedrängt werden und dann aber auch etwas stattfindet, was sich gewissermaßen einer eher binär kodierten Präsentation entzieht.

Wir haben mit einem Begriff unseres Kollegen Andreas Lob-Hüdepohl das in der Big-Data-Stellungnahme eine selbstinduzierte Fremdbestimmung genannt. Das ist, glaube ich, etwas, was wie Selbstvermessung ganz gut trifft: Wir lassen uns darauf ein, einerseits selbst solche Daten zu sammeln; das ist ja eine freiwillige Entscheidung, bei den allermeisten jedenfalls. Zum Großteil dessen, worüber wir sprechen, ist es etwas, was wirklich

freiwilliger Natur ist. Gleichzeitig haben wir damit einen gewissen Autonomieverlust. In dem Moment, in dem man sich auf diese Techniken einlässt, selbst wenn sie so segenstiftend sind (wie Herr Kruip das schön beschrieben hat und worauf Herr Demuth uns in der Vorbereitung auch immer hingewiesen hat), trotzdem haben wir damit eine gewisse Abhängigkeit, die erzeugt wurde. Das ist ein gewisser Kontrollverlust, der mit einem stark gemachten Autonomieverständnis in Widerspruch steht.

Dann sehen wir auch an dieser Stelle, dass wir einen inhärenten Konflikt haben zwischen einer Autonomie-Manie oder einem Autonomie-Fetischismus, den wir auch in anderen Gesellschaftsteilen zurzeit sehen, und einer stärkeren, sagen wir mal kollektivistischen Tendenz. Und das auszuhalten, da einen Mittelweg oder eine Konfliktlösungsstrategie zu finden, das ist etwas, was uns als Gesellschaft im Moment stark beschäftigt. Das wird uns auch weiterhin beschäftigen. Aber ich hab das Gefühl, den Eindruck, dass wir am Topos der Selbstvermessung schon relativ viel geleistet haben.

Bevor Frau Schlögl-Flierl weitermacht: Wir haben auch wunderbar partizipativ hier in der Veranstaltung gearbeitet und wollen das weitermachen. Wir haben jetzt auch noch Fragen an Sie. Vorhin haben sich ganz schnell ganz viele beteiligt. Es wäre wunderbar, wenn Sie das wieder machen, weil es uns verdeutlicht, wie außerhalb unserer kleinen Runde hier vor Ort bei Ihnen zu Hause die Stimmung ist, wie Sie dieses Thema einordnen. Aber von meiner Seite aus erst mal herzlichen Dank.

Kerstin Schlögl-Flierl · Mitglied des Deutschen Ethikrates

Dann übernehme ich das Wort. Herr Augsberg, ich hatte am Nachmittag die Zeit, mir Gedanken zu machen beim Zuhören, beim sehr spannenden

Zuhören. Sieben Punkte habe ich aufgeschrieben; die Zahlenmystik hat mich nicht losgelassen [lacht]. Ich bin Theologin von meiner Ausbildung und hab diese Zahlenmystik wieder schätzen gelernt. Herr Orlok, alles ist gesagt. Wir versuchen noch mal etwas zusammenzufassen.

Vor allem ist es uns heute, bei aller Vermessung und Vermessungsmöglichkeiten, sehr um Improvisation gegangen. Noch mal vielen Dank, dass es doch so gut geklappt hat. Ausfälle, die nicht gedacht waren und so plötzlich waren, haben wir versucht zu improvisieren, zu überspielen.

Der erste Punkt von mir: Am Vormittag war es abstrakt-theoretisch, und am Nachmittag ist dann sehr [...] exemplarisch geworden. Sport, Kunst, Tanz, Musik, Medizin, Warenästhetik, spannend. Selbstvermessung in so vielen unterschiedlichen Bereichen.

Der zweite Punkt, und da würde ich die Technik bitten, unser Tagungsbild noch mal einzublenden – vielen Dank –, um noch mal kurz auf dieses Tagungsbild zu reflektieren. Die Vorbereitungsgruppe hat ja nicht umsonst dieses Bild aufgelegt.

Was ist dort zu sehen? Wenn man genauer schaut, sieht man einen Menschen, der parzelliert ist, der vermessen ist, aber der durch ein Flutterband läuft. Das ist das Flutterband, erkennen Sie es? Der Mensch ist the Winner, er schafft es, die Zielinie zu durchlaufen, dieses Flutterband zu durchtrennen. Und man fragt sich, wenn man das Bild sieht (vielleicht möchten Sie, Herr Augsberg, auch noch was zu dem Tagungsbild sagen): Wohin geht es denn für uns? Wohin laufen wir denn? [lacht] Welche Ziele erreichen wir?

Ich fand es interessant, dieses Video, das heute zu Beginn am Nachmittag stand: Da war Markus Rehm, der Weitspringer, mit seiner Prothese und sagt: „Ich bin weiter gesprungen als die anderen Sportler ohne Prothese.“ Also wohin geht es für

uns? Diese Zielperspektive sollten wir uns vor Augen halten und bei der Selbstvermessung noch mal überlegen, was eigentlich unser Ziel ist.

Steffen Augsberg

Ich kann da nichts Sinnvolles zu ergänzen, außer dass mir Joschka Fischer in den Sinn kommt mit seinem „langen Lauf zu mir selbst“.

Kerstin Schlögl-Flierl

Okay. Dann mein dritter Punkt. Ich möchte noch kurz (jetzt habe ich schon mit Markus Rehm angefangen) auf das Video eingehen. Drei Punkte, die mir bei dem Video wichtig wären zu sagen.

Der DJ hat die Frage gestellt: „Was will denn die Ethik dort? Was will die überhaupt? Hey, ich schaffe es zu leben, bitte sag mir jetzt nicht noch, *wie* ich zu leben habe.“ Und ich finde, das ist ein guter kritischer Punkt, ein gutes Korrektiv für uns: Wir müssen vorsichtig sein und die Lebenswelt wirklich sehen. Das ist der erste Punkt: der DJ, der uns ganz klar mit der Prothese zeigt, wo es hingeht.

Das Zweite: Mir ist auf dem Video aufgefallen – als Ethikerin unterscheidet man beim Enhancement verschiedene Ausgangslevel, also dass man sagt: Jemand, der schon mit schlechteren Startchancen auf die Welt kommt, hat mehr die Möglichkeit, sich zu enhance, um aufzuschließen, um Teilhabe zu haben. Das ist ganz deutlich geworden. Aber auch: Es ging weiter. Markus Rehm hat die Ziellinie schon durchsprungen. Also noch mal: Wo ist unser Ausgangslevel und wo ist das Ziel? Und wenn das Ziel Teilhabe ist, ist es doch momentan in Entwicklungen ganz gut.

Der dritte Punkt zu dem Video: Die Influencerin, die Twitcherin hat mich fasziniert, die ganzen Zahlen, die da gemessen werden. Mein Dank auch an sie, jetzt virtuell, dass sie uns oder dem Film hier Rede und Antwort gestanden hat, weil sie da deutlich einen persönlichen Einblick gegeben hat.

Sie wird körperlich davon belastet, so zu arbeiten, also diese Panikattacken. Das ist sehr eindrücklich, wie jetzt, und deswegen kommen wir auch zu unserem Tagungsthema-Titel [...] zur Körperlichkeit der Twitcherin.

Vierter Punkt. Zwei Zitate von heute Nachmittag: Zahlen lügen nicht, aber Zahlen sprechen nicht für sich. Das finde ich ganz gut, um diese Spannung aufzu-, also Zahlen lügen nicht, aber wir müssen sie trotzdem interpretieren, und noch mal: mit welchen Kriterien und bei welchem Ideal?

Das bringt uns zum fünften Punkt, dem Menschenbild. Der Mensch ist nicht nur Zahl, Olympiastützpunkt-Aussage. Diese Messung im Leistungszentrum fand ich ganz instruktiv. Der Mensch ist nicht nur Zahl, er besteht nicht nur aus Zahlen, er ist mehr. Das sollten wir bei aller Selbstvermessung immer im Kopf behalten, wer wir sind. Unser Menschsein ist das Wichtigste.

Mein sechster Punkt. Sechs Männer waren heute Nachmittag bei uns, und nachdem heute Vormittag vier Frauen da waren, [lachend] muss ich kurz aufzählen, was ich bei diesen sechs Männern am Nachmittag gelernt habe. Beim Herr Kruip habe ich gelernt, dass es Freude machen kann, Wearables zu benutzen. Dieses: Auch Selbstvermessung kann Freude bieten, also auch dieser Erfahrungs- und Erfahrungsspielraum, das fand ich ganz positiv. Nicht dass wir als Ethiker sofort in dieses Negative kommen, sondern auch das Positive an dem Gebrauch von Wearables.

Dann von Herrn Altenmüller, unserem Musiker-Mediziner bleibt mir das Bild vom Klavier hängen. Das Klavier, das komplett ausgestattet ist und alles, was machbar ist, gemessen wird – ist das unser Ziel einer Musik? Er hat es ja relativiert, aber das hat mich sehr fasziniert. Das wird mir sicher hängen bleiben.

Bei Herrn Kleinschnittger war mir vor allem diese Gemeinschaftserfahrung wichtig, dass Sie sagen, beim zeitgenössischen Tanz geht es nicht um mich, sondern um die Gemeinschaft, um uns. Das werde ich auf jeden Fall mitnehmen.

Bei Herrn Scheller habe ich, muss ich zugeben, vorher schon sein Buch *Body-Bilder*, Körperbilder, gelesen, weil ich den Zusammenhang zwischen Kunstgeschichte und Bodybuilder für mich im Kopf nicht sofort zusammenbringen konnte. Man lernt bei ihm, wie Bodybuilding *Bodybilder*, also Körperbilder formt. Diese Formbarkeit von Körperbildern finde ich sehr, sehr spannend.

Beim Herrn Ullrich ist mir Verschiedenes eingefallen [lacht]. Als Ethikerin habe ich sofort an Grünwashing gedacht, also ich [...] [lachend] sozusagen, die Produkte greengewaschen, im Sinne von, dass diese Produktversprechen vielleicht nicht das halten, was da steht auf der Sojamilch. Das ist mir als Ethikerin klar geworden.

Bei Herrn Orlok sind wir dann endlich bei der Körperlichkeit, also bei unserem Tagungstitel-Ende angekommen. Der Körper, der da im Mittelpunkt stehen muss und was der Körper über uns aussagt. Also schon wieder, Sie merken es, das nonverbale Verhalten jetzt [lacht] an meiner Stelle, okay. Ich belasse es beim Punkt sechs.

Punkt sieben: Wir haben heute auch einiges nicht gemacht. Ich möchte drei Dinge benennen, nur dass klar ist, wir haben daran gedacht, aber alles geht leider nicht an einem Tag Herbsttagung.

Das Thema Fruchtbarkeitsapps wäre noch spannend gewesen. Es wäre noch spannend gewesen, auf Gender Studies zu schauen und wie Wearables unterschiedlich von den Geschlechtern verwendet werden, also diese Perspektive auch noch aufzunehmen, und noch mehr die Jugendlichen und die Jugend mit einzubeziehen, die viel mehr die Wearables nutzen. Ich glaube, wir nutzen sie

alle hier im Raum und Sie vielleicht an den Bildschirmen, aber die Zielgruppe, würde ich vermuten, ist doch eine andere. Da würden wir uns in Zukunft sicherlich mehr Dialog wünschen.

So viel zu meinen sieben Punkten. Jetzt denke ich, war genug Zeit, zu unseren zwei Fragen abzustimmen, oder? – Vielen Dank. –

Herr Augsberg, wollen Sie anfangen?

Steffen Augsberg

Ich glaube, das ist mehr oder weniger selbsterklärend. [Lachen] Ich weiß nicht, ob jemand das [...]

Also es ist klar, wir haben unterschiedliche Anwendungsbereiche vorgegeben, und das hängt natürlich sehr stark davon ab, wo man sich selbst verortet, um diesen schönen Begriff aufzunehmen, wie man sich das vorstellen kann, wie man das nutzt. Ich glaube, es ist evident, dass man sagen würde, im medizinischen Kontext ist das besonders naheliegend. Dafür haben wir ja auch besonders eindringliche Beispiele bekommen.

Fitness und Ernährung, [...] mit Enhancement mit der Frage, was das eigentlich konkret bedeutet.

Die inklusive Perspektive haben wir auch mehrfach aufgemacht. Inklusion, die möglicherweise sogar Übertreffen bedeutet, ist wirklich ein spannendes Konzept an der Stelle, mit allen Vorbehalten, die das wieder erzeugt. Auch das spannend zu sehen, dass dann aus einem vielleicht ein bisschen Mitleidsvoll-Empathischen auf einmal ein neidisches Miteinander werden kann.

Alltagsgestaltung ist ganz breit.

Die Kunst – da müssen wir noch ein bisschen dran arbeiten, oder waren wir zu kritisch? [Lachen] Wir waren gerade so überzeugt, vielleicht ist das deshalb nicht entsprechend rübergekommen. Aber klar, wir sehen, es gibt in der Tat einen breiten Anwendungsraum für entsprechende Selbstvermessungsstrategien. –

Ja, und umgekehrt ist es natürlich auch evident, das ist so eine typische Vorgehensweise des Ethikrats, Chancen und Risiken zu identifizieren, so auch hier. Wir haben den Leistungsdruck angesprochen, wir haben auch das Suchtverhalten explizit thematisiert. Zur Diskriminierung haben wir nicht so viel gesagt. Es ist spannend, dass das hier tatsächlich eine große Rolle spielt.

Die Interpretationen sind auch spannend, auch die Fehlinterpretationen, das Ver-Messen, Frau Röcke, was Sie so toll reingebracht haben, also nicht, vielleicht schon im Vorfeld, aber dann auch als missverstanden, die Körperwahrnehmung, der Datenschutz, der Souveränitätsverlust. Das sind so klassische Vorstellungen, die wir haben, wobei wir auch sagen müssen, dass (ich glaube, der Begriff der Leibhaftigkeit wird mir tatsächlich nachgehen) diese Form von Körperlichkeitsvorstellungen, von Körperbewusstsein auch sehr unterschiedlich verteilt ist und auch unterschiedlich gepflegt werden kann. Das spielt da auch eine Rolle.

Kerstin Schlögl-Flierl

Ich bin eigentlich schon [...] den Zahlen schon überrascht, dass der Leistungsdruck so hoch ist und die Messsucht, also dass das noch mal unterschieden wird. Also Messsucht heißt noch nicht gleich Leistungsdruck, würde ich jetzt interpretieren. Aber das sind Ihre Zahlen, liebe Zuschauerinnen [lacht], [...] wir können hier nur halbwissenschaftlich was reininterpretieren. Daher würde ich sagen, lassen wir das.

Schön, dass Sie sich so viel beteiligt haben mit den vielen Fragen. Herrn Augsberg und mir ging es so, dass immer genügend Fragen da waren. Es ist schön, wenn man Diskussionen leitet und sieht, dass man von außen Input bekommt. Vielen Dank dafür, und dann bleibt uns nur noch die Frau Vorsitzende anzukündigen und zu sagen, von unserer Seite vielen Dank.

Steffen Augsberg

Vielen Dank.

Schlusswort

Alena Buyx · Vorsitzende des Deutschen Ethikrates

Ja, der Dank kommt jetzt auch von mir. Wir sind am Ende einer wirklich wunderbaren Tagung. Dieses Spannungsfeld Selbstvermessung, Selbstoptimierung haben wir in nahezu ungeahnter Vielschichtigkeit erfahren. Wir hatten uns eine solche Kartierung von Komplexitäten vorgenommen, aber das ist wirklich sehr reichhaltig gelungen. Es war dezidiert die Idee, Zugänge aus unterschiedlichen Perspektiven zu wählen, und wir haben nicht nur die vielfachen Wortbedeutungen heute noch erweitert (diese Doppeldeutigkeit des Selbstvermessens und der Vermessenheit war von uns initial schon angelegt), sondern auch weitere Wortbedeutungen kennengelernt.

Wir haben aber auch historische, ethische, sozialwissenschaftliche, medizinische, kulturhistorische Perspektiven und Blickwinkel auf die Thematik erfahren und natürlich die vielen, ganz praktischen Ansätze und Ausprägungen unterschiedlichster Formen der Selbstvermessung in, aber auch weit außerhalb der Medizin, vom täglichen Konsum über Tanz, Musik, Sport bis hin zur Sphäre der Influencer. Ich glaube, wir können da eine intensive Durchdringung vieler verschiedener Bereiche unserer Lebenswelt erkennen, die von diesem Thema berührt werden.

Angeichts dessen (und jetzt kommt ein ganz schlechter Wortwitz, den müssen Sie mir einmal verzeihen) wäre es wirklich vermessen, wenn ich versuchen würde, hier noch irgendetwas zusammenzufassen. Deswegen nur einige wenige Schlaglichter in drastischer Verkürzung.

Besonders spannend ist diese zentrale Spannung zwischen Autonomie und Heteronomie, die bei vielen aufgeschieden ist: positiv gewendet, dass die Selbstvermessung in Zeiten schnellen Wandels Gewissheit, auch vielleicht Selbstgewissheit liefern kann, wie Herr Scheller das formuliert hat; negativer gewendet die Autorität der Zahlen, das Richtende, was Herr Ullrich unterstrichen hat: die verschiedenen Sorgen über soziale Ungleichheiten, aber auch der Druck, die Abhängigkeit und Sucht bis hin zur selbstinduzierten Fremdbestimmung, Herr Augsberg hat das zitiert, aus unserer Big-Data-Stellungnahme, ein Phänomen, das den Ethikrat schon länger umtreibt.

Die Verknüpfung mit der Demokratiegeschichte (etwas für mich wirklich Neues), die Fassbarkeit individuierter Körper als einer der Aspekte bei der Entstehung unserer Demokratie, den Frau Richter so plastisch dargestellt hat, auch wieder in voller Ambivalenz, und ich darf als Letztes von Frau Wild eine Formulierung erwähnen, die uns mitgegeben hat, dass die Antworten auf diese Ambivalenz und darauf, wie wir denn damit umgehen wollen, in Zukunft nicht in den Technologien selbst liegen, sondern dass die Aufgabe die Aushandlung des normativen Rahmens ist, und das ist jetzt ein direktes Zitat, „damit wir gemeinsam und mit uns selbst gut leben können“. Das ist, finde ich, ein wirklich wichtiger und hilfreicher Gedanke.

Mir bleibt an dieser Stelle sehr inspiriert und begeistert nur allen Beteiligten ganz herzlich zu danken im Rahmen des gesamten Deutschen Ethikrates, allen voran den Referentinnen und Referenten und den Moderatorinnen und Moderatoren, der Produktionsfirma unseres Films, den Kolleginnen und Kollegen aus der Technik, die heute einiges zu tun hatten, unseren Schriftdolmetscherinnen und -dolmetschern, unseren Gebärdendolmet-

scherinnen und -dolmetschern, natürlich der gesamten Vorbereitungs-AG, die diese Tagung langfristig vorbereitet hat, sich auf unterschiedliche Umsetzungs eventualitäten immer wieder neu eingestellt hat, ohne die wie immer nichts funktionieren würde, all die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Geschäftsstelle, die das überhaupt möglich machen, dass wir uns hier so treffen können.

Und natürlich danken wir von Herzen Ihnen, die heute wieder zu Tausenden im Livestream mit uns dabei waren, mit Hunderten von Fragen und verschiedenen Formen der Beteiligung. Wir freuen uns, dass dieses partizipative Format – auch wenn wir uns auf die Präsenz wirklich sehr freuen, freuen wir uns auch darüber, dass diese anderen Formen möglich sind.

Deswegen darf ich schließen mit einem Hinweis auf die nächste Veranstaltung des Ethikrates, auch die findet im Livestream statt. Das ist unser Forum Bioethik zu nichtinvasiven Pränataltests. Ein hochaktuelles, sehr kontroverses Thema. Ich lade Sie alle herzlich ein, wieder dabei zu sein, das wird wieder ganz niedrigschwellig möglich sein auf unserer Webseite, am 23. Februar 2022, also im neuen Jahr, von 18 bis 20.30 Uhr.

Wenn Sie sich über unsere Aktivitäten regelmäßig informieren wollen, dann lassen Sie sich auf die Liste unseres Verteilers setzen. Schreiben Sie uns an, und wenn Sie mögen, freuen wir uns sehr, wenn Sie jetzt noch die Teilnehmer- und Teilnehmerinnenbefragung beantworten, die auf der Seite des Livestreams verlinkt ist.

Damit wünsche ich Ihnen alles Gute. Bleiben Sie gesund und munter. Wir sehen uns hoffentlich bald wieder. Vielen Dank.